

9

Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Stadtbibliothek in Zürich

auf das Jahr

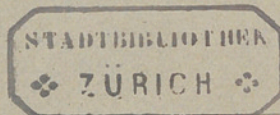
1899.

Der „Ueberfall von Nidwalden“

(9. September 1798)

bearbeitet nach ältern handschriftlichen Aufzeichnungen

von Dr. Conrad Escher.



72

3349
H
8

Zürich,

Druck: Art. Institut Drell Füßli.

Kommissionsverlag Fäsi & Beer in Zürich.



Geschichte einer Schweizerkuh und ihres Kälbleins (II)

von D. Heß.

Die vollen Euter der Kuh haben fremde Gäste herbeigelockt, die sie gerne melken möchten. Aber sie getrauen sich nicht sogleich, hinter sie her zu gehen; das gute Vieh möchte störrig sein! Sie haben sie demnach mit freundlichen Worten vom Lager aufgeschmeichelt, mit zierlichen Bändern wie zu einem Opfer aufgeschmückt, und frauen sie sanft an der Stirne. Das alles macht sie fix und sie horcht mit dem Zutrauen einer frommen Kuh auf die schönen Sachen, die ihr vorgelesen werden. Freyheit, überall nach Belieben weiden zu dürfen; Entlassung der beschwerlichen Hirten, die sie früh und spät von Staub und Koth mit dem Striegel reinigten; neue weiße, rothe und blaue Blumen und balsamische Kräuter werden ihr versprochen. Es bringt zwar keine große Ehre, eine dumme Kuh zu überlisten; jetzt aber ist es nicht um Ehre, sondern um Vorteil zu thun. Schon hält einer der Gesellen den Eimer fertig in der Hand und wird sich bald mit ihr abfinden. Das Kälblein, das nun auch eine neue Erziehung nach philanthropischen Grundsätzen erhalten soll, wird fortgeführt, sträubt sich aber wie ein neufränkischer Volontär gegen die Künste, die man ihm beibringen will. Um der Kuh die Luft zu benehmen, sich wieder in den Schatten ihrer Eiche hinzulegen, wird dieselbe von einem ungetreuen Hirtenknecht, der sich zu den fremden Kuhdieben hinzugesellte, umgehauen.



Geschichte einer Schweizerkuh und ihres Kälbleins (IV)

von D. Heß.

So gilt es nicht! schallt es in Nord und Osten: Laßt die Kuh gehen! Auch wir trinken gerne Milch!

Und siehe, andere Fremdlinge stürmen herbei und bemühen sich, den ersten das arme Vieh abzuführen. Es wird um die schweizerische Kuh gestritten wie einst um die griechische Helena. Da aber die neuen Ankömmlinge von verschiedener Farbe sind, und sich untereinander über die Mittel, die Kuh zu erhalten, nicht zu verstehen scheinen, so läßt sich auch nicht erwarten, daß sie den Preis erkämpfen werden, obgleich sie ihren Feinden an der Zahl überlegen sind. So wird von allen Seiten an der Kuh gezerrt und gezapft. Ihr Gebrüll fällt die Käufe und bald wird sie, auf das erbärmlichste zugerichtet, den Geist aufgeben.

In diesem Neujahrsblatt soll die Unterwerfung Nidwaldens durch die französische Armee geschildert werden an der Hand eines im Besitze unserer Bibliothek befindlichen Manuskriptbandes, der folgendermaßen betitelt und überschrieben ist:

Underwalden

im Herbstmonat 1798.

Ein historisches Denkmal aus der Revolutionszeit Helvetiens; in einer Sammlung beurfundeter Begebenheiten, Charakterzüge, Zeichnungen nach der Natur, mahlerischer und poetischer Denkzeichen der Hochachtung alten Schweizermuthes und Biedersinnes.

Gesammelt für die unpartheiische Menschheit und als Manuskript der Stadtbürgerbibliothek in Zürich zur Aufbewahrung übergeben

von

Joh. Heinrich Meyer, Kupferstecher.

Mitglied der Bibliotheksgesellschaft.

Den 16. Juni 1814.

Motto:

„Nicht auf dem Land oder auf der Macht, nicht auf dem Glück beruht eines Volkes Fortdauer und Name, sondern auf der Unvertilgbarkeit seines Nationalcharakters!! — Dieser, durch Länge der Zeit, den Janf über die geistlichen Sachen, die Emporkunft merkantilischer Denkensart und andere Zufälle und Fehler geschwächt, ist in den Männern von Schwyz, ist in dem Jammer zu Stans, ist an vielen Orten und in vielen **herrlich** auch noch jetzt erschienen!“

(Aus Johann von Müllers Vorrede zum IV. Teil seiner Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft. 1805.)

I.

Einleitung. In der dem hier behandelten Werk vorangestellten Widmung spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus:

„Die Beweggründe, die mich antrieben, diese Arbeit zu unternehmen, liegen in der Brust jedes Mannes, dessen Gefühle für Menschlichkeit, Wahrheit und Vaterland noch nicht erstorben sind, und der seine Begriffe von Völkerrecht mit der Handlungsweise einer frivolen Gewalt nicht vereinigen konnte.“

„Dieses Gefühl, das in jenen Tagen des Sammers mein Gemüth mit Schauer und Wehmuth erfüllte, befestigte meinen Entschluß, über jenen Gewaltakt, der dem Zeitalter der Hunnen und Vandalen selbst wenig Ehre gebracht haben würde, alles zu sammeln, was ihn für die Folgezeit ins Licht setzen könnte.“

„Je mehr ich hierüber nachforschte und sammelte, desto erhöhter wurde auch mein Interesse für jenes unglückliche Thal, das ehemals als das Geburtsland Arnold Winkelrieds von jedem Freunde wahrer Freiheit besucht und geehrt wurde, und wo der ehrwürdige Einsiedler von der Flue als Friedensengel im Kreise entzweiter Väter erschien, — nun gleichsam die Zielscheibe satanischer Bosheit geworden. — Ich hatte das Glück, bei meinen wiederholten Reisen nach Unterwalden, Männer kennen zu lernen, die meine gute Absicht durch das offenste Zutrauen belohnten, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, aus den zuverlässigsten Quellen zu schöpfen.“

„So ausgestattet mit Allem, was zu meinem Zweck zu dienen schien, übergebe ich Ihnen, hochverehrte Herren Curatoren unserer hiesigen Stadtbürger-Bibliothek, nicht eine pragmatisch ausgearbeitete Darstellung, sondern bloß den Stoff zu einer solchen für den künftigen Geschichtschreiber, der die schwere Arbeit übernehmen wird, die denkwürdigen Ereignisse unserer Tage in ein historisches Ganzes zusammenzufassen.“

Es ist nicht die Absicht des Verfassers dieses Neujahrsblatts, die Geschichte des denkwürdigen Ereignisses, welches gewöhnlich als der „Überfall in Nidwalden“ bezeichnet wird, zu schreiben, sondern es handelt sich für ihn mehr darum, das hundertjährige Wiedergedächtnis jener Vorgänge zu begehen und dabei die verdiente und fleißige Arbeit Johann Heinrich Meyers den Freunden der Stadtbibliothek zu Kenntniss zu bringen. Dieselbe ist so umfangreich, daß der Druck derselben im Verhältniß zu ihrem Umfang zu große Kosten bereitet hätte. Meyer mußte daher von vornherein darauf verzichten, die Resultate seiner Forschungen zu publiziren. Dagegen hat er sehr wohl daran gethan, sein Werk, einen stattlichen und sauber geschriebenen Band, der Stadtbibliothek zu übergeben. Hier wird derselbe zu allen Zeiten sorgfältig aufbewahrt und hin und wieder auch davon Gebrauch gemacht werden. Die Zürcher Stadtbibliothek besitzt an derartigen handschriftlichen Arbeiten eine äußerst werthvolle Sammlung; ist auch nicht alles dabei von besonderem Interesse, so findet doch der Leser und Forscher manches Bedeutsame in denselben. Es ist sehr zu wünschen, daß die Freunde der Bibliothek das Beispiel J. H. Meyers recht häufig befolgen und allfällige vorhandene handschriftliche Aufzeichnungen über verschiedene Vorgänge und Verhält-

nisse, welche sonst oft nach kurzer Zeit gänzlich verloren gehen, der Bibliothek übergeben und sie so vor dem Untergang bewahren. Derartige Aufzeichnungen werden oft ungeahnt zu einer reichen Quelle der Kulturgeschichte unseres Landes.

Daß Meyer mit großer Treue und Wahrheitsliebe geforscht und gearbeitet hat, unterliegt keinem Zweifel. Es mag allerdings sein, daß er hie und da auch ungenaues oder sogar unrichtiges aufgenommen hat, wie das nicht anders der Fall sein kann, wenn fast ausschließlich auf die mündlichen Aussagen der verschiedensten Personen hin, die Thatsachen festgestellt werden müssen; doch hat man den Eindruck, namentlich auch wenn man diese Angaben mit den übrigen Geschichtsquellen und der vorhandenen diesbezüglichen reichhaltigen Litteratur vergleicht, daß er immerhin ein genauer und zuverlässiger Bericht-erstatter sei. Unter den diesen Gegenstand behandelnden Schriften ist die neueste die Gedenschrift des Stanser historischen Vereins, welche etwa gleichzeitig mit diesem Neujahrsblatt erscheint. F. J. Gut, Pfarrhelfer in Stans, in seinem im Jahr 1862 erschienenen Werke: „Der Überfall in Nidwalden“, ebenfalls einer bemerkenswerten Schrift, spricht sich über Meyers Arbeit dahin aus, daß „der gute Mann“ die Leute, von denen er sich erzählen ließ, oft zu wenig gekannt, und darum Angaben aufgezeichnet habe, die hie und da die Umstände vergrößerten oder verkleinerten und gar oft der Hauptsache selbst eine andere Gestaltung gaben. Die von Meyer am Schluß des Bandes beigefügten Zeugnisse von Behörden und einzelnen angesehenen Privatpersonen über die Richtigkeit seiner Angaben seien nicht von gar großer Bedeutung, weil viele auf den bloßen Glauben hin, ohne die Arbeit gelesen zu haben, unterzeichneten. In damaliger Zeit sei man eben zufrieden gewesen, wenn nur jemand für das gebeugte Nidwalden ein gutes Wort „gesprochen oder geschrieben“ habe, und „Herr Meyer that es“. Es mag etwas richtiges an diesem Urteil sein. Nach unserer Ansicht hat sich aber Meyer durch seine großen Sympathien für Unterwalden eher zu Gunsten dieser etwas zu weit hinreißten lassen, wie dies wohl auch von F. J. Gut gesagt werden kann; denn auch seine Schrift ist nicht wenig im Sinne der Unterwaldner Geistlichkeit von 1798, welche die Volksleidenschaft tüchtig geschürt hat, geschrieben. Sie behandelt die Vorgänge allzusehr vom religiösen und kirchlichen Standpunkt aus und schenkt der politischen Seite geringeres Interesse.

Sei dem nun wie ihm wolle, wir glaubten es dem treuen und gewissenhaften Manne F. H. Meyer schuldig zu sein, nachdem hundert Jahre seit dem von ihm geschilderten Ereignisse vorübergegangen sind, seine Arbeit gewissermaßen aus der Vergessenheit hervorzuziehen und die Freunde der Stadtbibliothek mit derselben bekannt zu machen.

Von dem uns vorliegenden Originalband besteht unseres Wissens noch eine Abschrift, welche jedoch nicht ganz vollständig ist. Dieselbe befindet sich im Besitze der Zürcher Kunstgesellschaft.

Wenn es uns ermöglicht wurde, in dem gegenwärtigen Neujahrsblatt eine größere Zahl von Bildern zu bringen als andere Jahre, so verdanken wir dies der tit. Redaktion der neugegründeten illustrierten Zeitschrift „Die Schweiz“. In Erwiderung des Entgegenkommens, welches unsere Bibliothek der letztern gegenüber dadurch an den Tag legt, daß sie derselben ihre Sammlungen zur Benutzung aufschließt, hat die Redaktion hinwiederum uns die Wiedergabe verschiedener Bilder des Meyer'schen Werkes wesentlich erleichtert. Es sei ihr hiemit unser Dank bezeugt.

Wir lassen hier einige Angaben über den Verfasser, F. H. Meyer, Kupferstecher, welche wir dem Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft für das Jahr 1833 entnehmen, folgen. Auch die Künstlergesellschaft hat denselben einer biographischen Behandlung in ihren Neujahrsstücken für würdig geachtet. Verfasser des Blattes ist der geistvolle David Heß.

Meyer, im Jahr 1755 geboren, war der Sohn eines Strumpfwebers, der neben selbstverfertigten Waaren noch einen Handel mit angekauftem Fabrikate trieb. Dem Kramladen stund die Mutter, Anna Magdalena geb. Zimmermann, vor; derselbe ging dann später auf den Sohn über, der alle seine Geschwister überlebte. Heinrich war nach seinem eigenen Geständnis ein blöder und furchtbarer Knabe, und jedenfalls seine Ausbildung zum Künstler eine etwas dürftige, ungefähr wie diejenige seines Freundes Johann Martin Usteri. Im Jahre 1776 machte er eine Reise nach Paris, als Begleiter eines aus französischen Diensten zurückgetretenen Hauptmanns Fröhlich von Brugg. Seine diesfällige Reisebeschreibung, mit Bignetten und dem Bildnis seines Reisegefährten geziert und auf's sorgfältigste ausgearbeitet, befindet sich ebenfalls in der Manuskriptensammlung der Stadtbibliothek, sowie auch die Schilderung eines Reisens, welches er im Jahr 1787 mit einigen Freunden nach dem Schwarzwald ausführte. Meyer war auch mit Professor Leonhard Meister wohlbekannt und lernte durch diesen Johann Jakob Bodmer kennen, der die Gefälligkeit des fleißigen jungen Mannes benützte, um altdeutsche Gedichte reinlich für den Druck abschreiben zu lassen. Meyer brauchte eine geraume Zeit, bis er sich mit den Schriftzügen des Mittelalters bekannt gemacht, dann aber schrieb er das Lied der Nibelungen, das Gedicht Wilhelm von Dranse nach dem hohenemssischen Pergament-Codex und aus dem St. Gallischen noch ein beträchtliches Stück des Parcival so deutlich ab, daß diese Manuskripte dem Professor Chr. Heinr. Müller nach Berlin geschickt werden konnten, der sie zuerst durch den Druck bekannt machte, mit der Bemerkung, Bodmer habe diese Werke mit großem Kostenaufwand abschreiben lassen, während Meyer die bedeutende Arbeit ganz unentgeltlich geliefert hatte.

In erster Ehe war Meyer mit Anna Barbara, Tochter des Kammerer Eßlinger zu Embrach und in zweiter mit Emerenziana Heß, Tochter des Geschichtsprofessors Heß, welcher seinerseits ein Bruder des Antistes Heß war, verheiratet. Im Jahr 1793 erschien von ihm ein kleines Werk unter dem Titel: „Malerische Reise in die italienische Schweiz“. Die Zeichnungen in demselben sind von Ludwig Heß und Meyer, der Text von Meyer geschrieben.

Als im Jahr 1798 die Revolution ausbrach, beschäftigten unsern Meyer, der selbst Artillerie-Lieutenant war, die nun folgenden Ereignisse aufs höchste. Es blutete aber besonders sein vaterländisches Herz, als im September jenes Jahres das Unterwaldner-Volk durch französische Truppen mit Feuer und Schwert niedergeworfen wurde. Empört wurde er auch aufs höchste durch die Deportation von 10 ehrenwerten Bürgern von Zürich nach Basel, auf Befehl der neuen helvetischen Regierung. Obschon zu den Stillen im Lande gehörend, schrieb er damals ein Memorial an die Regierung, worin er in abgemessenen und bündigen Ausdrücken die Ungerechtigkeit einer solchen Verhaftung schuldloser Männer bewies und darum nachsuchte, daß sie wieder auf freien Fuß gesetzt werden möchten. Diese Schrift wurde innert weniger Tage von 232 Bürgern unterzeichnet und dann nach Bern abgesandt. Lavater hatte dieselbe gebilligt, wurde dann aber bald selbst deportirt. Das Memorial blieb ohne Erfolg, doch hatte sich Meyer durch diesen kräftigen Schritt bei seinen Mitbürgern so beliebt gemacht, daß er, als im Juni 1799 die österreichischen Truppen in Zürich einrückten, als Mitglied in den Munizipalrath und dann zum Aufseher über die Militärspitäler

der Stadt ernannt wurde. In dieser Stellung machte sich Meyer sehr verdient und sorgte mit gleicher Liebe und Hingebung für die verwundeten Österreicher, Russen und Franzosen. Nach der zweiten Schlacht von Zürich trat er die Stelle eines Agenten der dritten Stadtsektion an. Seine Oekonomie kam in jenen Jahren etwas zurück, indem die traurigen Ereignisse auch ihm manches Herbe mit sich brachten (in den Tagen der zweiten Schlacht wurde sein Kramladen geplündert) und er ausschließlich nur für andere und nicht für sich und seine Familie thätig war. Erst im Juli 1800 konnte sich Meyer nach Nidwalden begeben, um sein längst gefaßtes Vorhaben auszuführen. Er besuchte jede durch den Heldenkampf des Bergvolks geweihte Stätte, die Trümmer von Stansstad, Buochs und Emmenmoos, zeichnete alle diese Landschaften getreu nach der Natur, kehrte mit einer Mappe voll Materialien nach Hause zurück und fing nun an, nach den aufgenommenen Skizzen zu radiren und die gesammelten schriftlichen Notizen im Einzelnen auszuarbeiten. Gegen Ende des Jahres 1801 war sein Werk: „Die Ruinen von Unterwalden“, zwölf geätzte Blätter mit Text erschienen und hatte reißenden Abgang gefunden. Doch genügte ihm diese Arbeit nicht, und er entschloß sich, in dem von uns behandelten Bande, jeden einzelnen Moment des Ueberfalls, sowie die heldenmüthige Gegenwehr der Nidwaldner zu schildern. Jahrelang beschäftigte er sich damit, die mannigfaltigen, durch Briefwechsel und auf wiederholten Reisen nach dem Schauplatz der Begebenheit gesammelten Materialien zu prüfen, zu sichten und zu ordnen, bis er endlich im Jahr 1814, als sein Gesicht ihm den Dienst zu versagen begann, diese Arbeit mit der oben angegebenen Widmung der Stadtbibliothek übergab. In den letzten Jahren seiner künstlerischen Thätigkeit erstellte Meyer mit viel Erfolg eine Reihe von transparenten Gemälden. Seine Kompositionen von Mondscheinern fanden allgemeinen Beifall und verschafften ihm viele Bestellungen in der Schweiz und im Ausland. Im Jahr 1811 stand noch ein von Meyer in dieser Manier gemalter Lichtschirm in dem Zimmer der französischen Kaiserin Josephine zu Malmaison. Meyer erblindete später gänzlich, ertrug aber sein schweres Geschick mit großer Geduld, bis er im Jahr 1829 vom Tode abgerufen wurde. In den letzten Jahren hatte er noch die Sinekurstelle eines Groß-Kellners am Stift zum Großen Münster bekleidet.

Meyer hat im Ganzen 387 größere und kleinere Kupferplatten radirt und geätzt und 221 transparente Gemälde ausgeführt. Getuschte und Federzeichnungen sind in großer Zahl von ihm vorhanden. Von schriftstellerischen Arbeiten verdienen außer den bereits erwähnten noch folgende angeführt zu werden: „Heinrich Freudweiler, ein Beitrag zu den Biographien schweizerischer Künstler“, 1798 bei Drell Füssli und Comp. erschienen und „Ludwig Heß, Landschaftenmaler“, 1800 ebendasselbst. Sodann der Text zu seinen zwei radirten Blättern, „Der Bergfall von Goldau“ 1806 und zu dem Prachtwerk von H. Füssli und H. Keller, „Der Rigiberg“ 1806. Ferner ein Almanach für Kinder mit sechs Kupferstichen und verschiedene Aufsätze im helvetischen Almanach und in den Alpenrosen. Das Neujahrsblatt von 1833 schließt die Biographie mit folgenden Worten: „Hätte Meyer schon in früher Jugend die ihm ganz mangelnde Anleitung erhalten, sich systematisch in der Kunst auszubilden und sich ihre technischen Vortheile anzueignen, und wäre er nicht allzuhäufig auf so viele andere zeitraubende Thätigkeitszweige abgeleitet worden, so hätte er unstreitig ein großer Künstler in seinem Fach werden können, da ihm die Seele der Kunst, die Poesie angeboren war, welche unverkennbar aus allen Erzeugnissen seines Pinsels und seiner Nadel hervorleuchtet. Als Mensch war er ein Nathanael ohne Arg und Falsch, der seinen Freunden und Zeitgenossen unvergeßlich bleiben wird.“

II.

Meyer schildert zunächst (Seite 9 d. Mskr.-B.) einiges aus seiner ersten **Reise nach Unterwalden** seit der Unterwerfung desselben, ebenso, wie er dieselbe einleitete:

„Es war am 28. Juli 1800, da ich den würdigen Oheim meiner Gattin, Herrn Antistes Hef, in der Absicht besuchte, irgend eine kräftige Empfehlung nach Unterwalden mir auszubitten, weil ich dahin zu reisen gedächte. Er hatte nämlich selbst schon vieles für das arme Unterwalden gethan, und daher die wichtigsten Bekanntschaften in diesem Land des Sammers gemacht. „„Sie haben eine heilige Reise vor,““ sagte er liebevoll zu mir, „„und damit sie Ihnen so ganz zur Freude werde, anvertraue ich niemandem lieber als Ihnen eine Summe von Einhundert neuen Thalern, die ich zur Unterstützung für das unglückliche Land von einem sehr edel denkenden Deutschen erhalten habe.““ Die Empfindungen der Seelenwonne, die bei dieser Äußerung mein Innerstes erschütterten, lassen sich in keine Worte übersetzen. Gerade in diesem schönen Momente trat der liebe Bruder meiner Gattin, Hs. Heinrich Hef, Studiosus, jetziger Diakon, zum Silberschild, ins Zimmer des edeln Oheims. „„Willst du auf dieser schönen Reise mein Gefährte sein?““ sagte ich zu meinem Bruder. Mit herzlicher Wärme drückte er meine Hand, und wir setzten die Abreise gleich auf den nächsten Tag fest.“

Es folgt dann die Reise nach Unterwalden und die Schilderung des Eindruckes, den die Ruinen daselbst auf den Verfasser machten.

Und weiter unten beschreibt er die Fahrt nach Uri über den Vierwaldstättersee:

„Ach! wir waren froh, den Anblick von Zerstörung, Jammer und Elend wieder austauschen, und uns den herzerhebenden Gefühlen überlassen zu können, die der erhabene Schauplatz der Natur in unseren Seelen erzeugte. Wir schifften um das Gebirge von Emmaten herum, landeten für einige Augenblicke bei einem schönen Wasserfall, kamen an der Treib und beim Mythenstein vorbei, und besuchten das Grütli. Etwas nach zehn Uhr näherten wir uns dem Gestade von Flüelen, und waren nicht wenig betroffen, hier zwei Kanonenbarken mit bewaffneter Mannschaft zu entdecken. Den Schiffleuten hangte für ihr Schiff, und uns für die Summe Geldes, die wir mit uns führten. Kaum wendeten wir unser Schiff ein wenig seitwärts, um außer den Barken zu landen, so hörten wir die brüllende Stimme eines französischen Unteroffiziers, der uns befahl, daß wir zwischen die beiden Barken einlenken sollten, welches wir thaten. Der Dialog mit diesem Postenkommandant war so kurz wie möglich. Auf die Frage: ob wir über's Gebirg reisen, antworteten wir, daß wir hier in der Nähe einen Freund grüßen und wieder im nämlichen Schiff zurückkehren werden, bis dahin werde der Schiffmann hier auf uns warten. Ohne weiters gingen wir fort. Der Sergeant ließ es unter Drohungen gegen den Schiffmann geschehen: „qu'il n'échappera pas d'ici!“

„Von Flüelen bis auf Altorf, eine halbe Stunde lang, wanderten wir über einen beinahe menschenleeren Pfad, neben Ruinen von Landhäusern vorbei. Auch hier zeigten sich unserm trauernden Blick entsetzliche Spuren der Revolution und des Krieges. Hier wüthete die Flamme ebenso verheerend, als in Unterwalden, nur mit dem Unterschied, daß bei dem einen Brand die Ursachen zu Tage liegen, beim andern hingegen noch tiefes Dunkel herrscht, das nur die ewige Zukunft zu enthüllen vermag.“

Nachdem die Reisenden die mitgebrachte Summe Herrn Pfarrer Ringold, einem den Zürchern befreundeten Geistlichen, übergeben hatten, eilten sie ans Ufer von Flüelen zurück, und zwar gerade in dem Zeitpunkt, da sie vermuthen konnten, der fränkische Postenkommandant vergesse beim Mittagsschmaus, auf ihre Rückkehr zu lauern. Sie hatten Grund genug, die räuberischen Absichten desselben zu fürchten; denn Reisende waren damals vor dergleichen Leuten in jener Gegend nicht sicher.

„Gerade so war's,“ wird weiter erzählt, „wie wir hofften. Schnell verfahren wir uns aus einem Schenkhaufe mit einer Weinflasche, einem Brod, und einem tüchtigen Stück Käse, bestiegen das Schiff, und während die helvetischen Canoniers auf den Barken lächelnd unsrer Eilfertigkeit zuschauten, stießen wir vom Land. Kaum aber waren wir zwanzig Ruderschläge vom Ufer hinweg, so hörten wir hinter uns gallische Flüche und sahen den Sergeant, der brüllend hergelaufen kam, wie eine Furie sich gebärdend. Unsern Schiffleuten lieh die Furcht herkulische Kräfte; denn sie hörten im Geiste schon hinter ihnen Kanonen lösen. Bald waren wir um die Ecke des Aynberges herum und da wir uns nun schutzfrei wußten, stiegen wir bei Tells Kapelle ein Weilchen aus ... rissen die Zeichen der Aftersfreiheit, die dreifarbigten Kokarden, von den Hüten, und ließen uns die mitgebrachte Labung doppelt schmecken, da wir den ganzen Tag noch nichts genossen hatten, und nun kein feindseliges Gefühl mehr die Gemüthsruhe störte.“

III.

Ursachen des Aufstands des Volks von Unterwalden gegen die Franzosen.

(S. 21 d. Mskr.=B.) In diesem Abschnitt, in welchem sich der Verfasser etwas enge an die nicht ganz objektive Darstellung der Ereignisse in der Schrift „Der schreckliche Tag am 8. September 1798 in Unterwalden, von wirklichen Augenzeugen echt beschrieben 1799“ anschließt, wird in anschaulicher Weise gezeigt, wie der unglückselige Aufstand die Folge der allmäligen Revolutionirung und Unterdrückung der Schweiz durch die Franzosen war. Der Verfasser des zitierten Aufsatzes ist zwar einer jener Geistlichen, welche die Volksleidenschaft kräftig geschürt haben, nämlich der Pfarrhelfer Lussi in Stans oder Helsen Reiser von Beckenried. Doch hat sich der Verfasser des Manuskriptbands in seinem Urtheil über die Thätigkeit jener Geistlichen gleichwohl nicht allzugroßer Abhängigkeit vom Geiste der zitierten Schrift schuldig gemacht.

Nur nach und nach, aber mit bestimmtem Plan, ging die französische Regierung bezüglich der Unterwerfung der Schweiz vor. Auf die Unterjochung der Bergkantone selbst durfte das fränkische Direktorium anfangs nur gar nicht hoffen, denn einerseits schrieb General Brune unterm 26. Ventose VI an die demokratischen Stände, daß sie noch nicht aufgehört hätten, die Freundschaft der fränkischen Republik beizubehalten, in deren Absichten es nicht gelegen, ihre Waffen auf ihr Gebiet überzutragen, anderseits äußerte der Direktor Rewbel in einem Brief gegen seinen Schwager, den Kommissär Rapinat, den man mit andern in einer Schublade des von Rapinat bewohnten Zimmers eines hiesigen Gasthofs gefunden hat, die bange Besorgniß: „Que quand les troupes françaises ne quittent bientôt la Suisse, il pourrait arriver, que la Suisse quitterait la France.“

Als trotzdem das fränkische Direktorium sich auch an die Unterwerfung der Urkantone machte, konnten diese begreiflicherweise dieses Vorgehen nicht verstehen und leisteten entschlossenen Widerstand. Bei

der neuen Regierung wurde dieser in geringschätziger Weise als Fanatismus, Aberglauben und Starrsinn bezeichnet. Aus den Höhlen des Fanatismus von Einsiedeln, hieß es, gehe jener tollkühne Entschluß hervor, sich dem die Freiheit bringenden Frankenheer zu widersetzen. Auch im gesetzgebenden Rath zu Aarau ertönten derartige Stimmen, welche dem jetzigen Beurtheiler mehr als Ausdruck fremdländischer Auffassung, denn altschweizerischer Gesinnung vorkommen müssen.

„Nur ein einziger edler Mann,“ teilt uns Meyer mit, „wagte es, diesen tobenden Ausfällen mit ernster Stimme sich entgegen zu setzen. Escher (später: von der Linth) sagte in der Sitzung vom 3. Mai 1798: „„Auf Alle angehörten Äußerungen hin ist es einmal Zeit mit Freimüthigkeit zu sprechen. Bis auf einige Wochen hin wurden die kleinen Kantone Helvetiens überall, von uns und von den Franken selbst als das freieste Volk und als das Volk, welches zuerst in Europa die Freiheit errang und bekannt machte, anerkannt, und jetzt, da die Franken denselben eine andre ihnen unbekannte Freiheit aufzwingen wollen, da sie die bis auf wenige Wochen allgemein verehrte Freiheit ihrer Väter, mit einem beispiellosen Muth, vertheidigen, sollen sie kein Freiheitsgefühl, keinen Patriotismus mehr kennen, sondern aus blindem Fanatismus handeln! Haben sie die Revolution anerkannt, und die Konstitution je angenommen, um bei ihrer jetzigen Weigerung gegen dieselbe den Namen von Contrerevolutionärs zu verdienen? Würde man ihnen mit Vernunft die Grundsätze der ausgebreitetern repräsentativen und systematischen Freiheit beibringen, derjenigen Freiheit, die wir verehren, so würden sie gewiß allmählig dieselbe anerkennen und sich mit uns vereinigen; aber die Art, wie sie zu unserer Freiheit gezwungen werden, ist aller ächten, auf Volkssouveränität gegründeten Freiheit zuwider! Es mag zwar unklug sein, mitten unter den französischen Bajonetten so zu sprechen, aber der wahre Patriot, der ächte Freund der Freiheit und Wahrheit kennt keine Gefahr, wenn er Unschuld und Wahrheit unterstützen soll! Und, Bürger Stellvertreter, ist denn unser gegenwärtiger Zustand so reizend, sind die Beispiele, die Euch gerade diesen Morgen angezeigt wurden, wie unabhängig und souverain wir und unser Volk seien, so anziehend, daß wir unsern Brüdern es so bitter auslegen sollen, wenn sie sich mit Unüberlegtheit, ich gestehe es, aber mit wahrer Vaterlandsliebe und mit muthigem Patriotismus diesem Zustand und dieser Unabhängigkeit widersetzen?““ —

Im Kanton Unterwalden nid dem Wald erregte das Gespenst der Freiheit und Gleichheit einen tiefen Abscheu. Man beurtheilte da den Geist der französischen Regierung namentlich auch nach dem, was dieselbe in ihrem eigenen Lande mit Bezug auf Unterdrückung der Religion und Schreckensherrschaft geleistet hatte. Am 7. April versammelte sich das Volk zu Wyl an der Aa, trug das Bild des Gekreuzigten mit in die Versammlung und rief die Geistlichkeit auf, ihm die mit so vielen Lobsprüchen begleitete und mit so vielem Ernst aufgedrungene Konstitution zu erklären. Der Ausspruch eines ihrer Geistlichen ließ denn auch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, ja es ist nicht zu leugnen, daß diese Rede durch ihre Leidenschaft und weitgehenden Uebertreibungen einen unheilvollen Einfluß auf den einfachen und natürlichen Sinn des Volks ausüben mußte. Die Rede hat Meyer der Schrift: „Der schreckliche Tag, 9. September 1798 in Unterwalden“ (S. 12 ff.) entnommen, wo sie wenigstens dem Sinne nach ohne Zweifel richtig wiedergegeben ist; denn der Verfasser der Schrift und einer der Redner sind höchst wahrscheinlich eine und dieselbe Person, der Pfarrhelfer R. J. Lussi in Stans oder Helsen Reiser. Es wird dort mitgeteilt, daß es die „kiernigste“ der Reden sei, welche gehalten worden, in welche jedoch der eine und andere Gedanke aus den Reden der andern Geistlichen eingeflochten worden sei. Ein anderer Hauptredner war Kaspar Josef Käslin, Pfarrer in Beggenried. Der Seelsorger ließ sich u. a. folgendermaßen vernehmen:

„Theures liebes Volk! Was den Ursprung der neuen Konstitution betrifft, kömmt sie aus Paris — diesem gottlosen Babylon. Ihre Urheber sind weltbekannt! Man nennt sie Jansenisten, Deisten, Naturalisten, Atheisten, Philosophen, Freidenker, Aufklärer, Freimaurer, Illuminaten, Jakobiner etc. nämlich meistens Leute ohne Religion, ohne Gottesfurcht, ohne Zucht und Ordnung, die, nachdem sie schon lange mit ihrer giftigen Zunge wider Gott und seine Heiligen, wider die Kirche Jesu Christi und ihre gesalbten Diener, wider die rechtmäßigen Regenten und ihre getreuen Minister Krieg geführt, jetzt endlich gar mit Feuer und Schwert wider sie kriegen.“ — Und weiter: „Die wahre Religion wird verfolgt und falsche Sekten werden in Schutz genommen: die Gesetze Gottes und seiner ächten Stellvertreter werden aufgehoben und die heillosen Meinungen und Schlüsse einer ruchlosen Freidenkerschaar werden aufgedrungen: die Schriften der heiligsten Gelehrten werden verachtet und die Broschüren der gottlosesten Spitzbuben empfohlen: rechtmäßige Regenten werden verstoßen oder gemordet, und an ihrer Stelle feile Miethlinge und Schurken besoldet: die Gott und seiner Religion getreuen Diener werden gezwungen mit Hintansetzung des ihrigen, ihr Vaterland zu verlassen, oder aber untreu und meineidig zu werden, die Klostergeistlichen beiderlei Geschlechts werden des Erbes ihrer Kirche beraubt, und aus ihren Zufluchtsörtern vertrieben. Fromme Stiftungen werden aufgehoben, die Kirchengüter geraubt, die Tempel geplündert, die Altäre niedergestürzt, das Heiligthum mit Füßen getreten, die Unschuld geschändet, das Laster begünstigt, die Tugend verhöhnt, das Eigenthum confiszirt, Zucht und Ordnung, Ruhe und Sicherheit verbannt.“

Der Geistliche schloß mit folgenden tiefen Eindruck machenden Worten:

„Liebste Mitbrüder! Nun liegen Gutes und Böses, Ehre und Schande, Segen und Fluch vor euren Augen. Mit der alten, freien, wahrhaft katholischen Regierung eurer frommen Väter waren durch Jahrhunderte Ruhm und Ehre, Glück und Segen verbunden: bei der neuen Regierung aber habt ihr, gleich andern, Sünde und Schande, Fluch und alles Unheil zu fürchten. Wählet aus diesen beiden Regierungsformen, welche euch besser gefällt, aber ehe ihr wählet, erinnert euch auch noch an die weise Ermahnung eures seligen Landesvaters Nicolaus von der Flüe: „„Liebe Brüder,““ so ruft dieses Orakel der Eidgenossenschaft! „„Liebe Brüder! Wenn einst falsche Ppheten unter euch aufstehen und irrige Lehren austreuen, so glaubet ihnen nicht, sondern bleibet dem Glauben eurer Väter getreu, denn nur der wird selig, welcher zur Zeit der Prüfung wie ein Felsen fest im Glauben steht.““ Seit ihr unseres Sinnes — liebe Landsleute! — so ruft heute mit einer Stimme: Es lebe die Freiheit der Kinder Gottes; die Gleichheit mit Jesu Christo; die Einheit und Untheilbarkeit unseres heiligen christkatholischen Glaubens!“

Es läßt sich leicht denken, daß eine solche Erklärung des französischen Einheitsystems geeignet war, den Groll nur zu vermehren, den das gute Bergvolk schon im Herzen trug, indem es den Verlust seiner politischen Existenz und angestammten Verfassung, sowie die Unterdrückung seiner Religion durch die alles zerstörende Revolution befürchtete. Einstimmig verwarf es die angebotene Einheitsverfassung mit dem Ausruf: „Die Religion unserer Väter sei wie bis dahin unsere Konstitution und das Kreuz Jesu Christi unser Freiheitsbaum!“

Es folgte sodann der Kampf der Schwyzer unter Aloys Reding gegen die Truppen des Generals Schauenburg und der Abschluß einer Kapitulation derselben mit dem General, welcher sich auch die Unterwaldner, freilich mit Widerwillen, anschlossen. Die Hauptpunkte der Kapitulation waren folgende: 1. Freie

Religionsübung in ihrer ganzen Ausdehnung. 2. Sicherheit der Personen und des Eigenthums. 3. Befreiung von allen Kontributionen auf immer. 4. Behalten der Waffen durch das Volk. 5. Versicherung, daß weder französische noch helvetische Truppen das Gebiet der Urkantone betreten sollen. In der Landsgemeinde zu Wyl an der Aa nahmen auch die Nidwaldner die Kapitulation an, doch mit geringer Begeisterung; etwa die Hälfte der Anwesenden stimmte gar nicht, weil man in die Treue und Wahrheitsliebe der Franzosen, die im Land bereits bekannt geworden waren, kein Vertrauen setzte und befürchtete, es werde die Kapitulation doch nicht gehalten werden. So geschah es auch in der That. Davon war keine Rede, daß den Urkantonen besondere Rechte gehalten werden sollen; sie wurden — trotz Kapitulation — wie die andern Kantone behandelt. Ja es machte in den Ländern den Eindruck, daß man die Kapitulation gänzlich umstoßen wolle. Der Regierung gefügige, den Unterwaldnern jedoch verhaßte Beamte, führten eine Reihe von Maßregeln ein, welche gegen das Freiheitsgefühl der Bewohner arg verstießen, und es begann eine Regierungsart, welche durchaus nicht zu dem Freiheitsgefühl der Bergbewohner paßte. Stoßend war namentlich auch das nun beginnende Spürsystem, und schlecht wurden die gegen einige Geistliche geführten Anklagen aufgenommen. Letztere hatten es allerdings an scharfen Reden nie fehlen lassen, und man kann sich wohl denken, daß auch das Verhalten des urwüchsigten Unterwaldnervolkes den Behörden zu manchen Ausstellungen Veranlassung bot. Die Priester wurden vor den Distriktstatthalter Ludwig Keiser zur Verantwortung geladen. Sie erschienen nun zwar, weigerten sich aber, sich in ein Verhör einzulassen, nicht wissend, daß gegenüber der neuen Konstitution die alten Rechte der Geistlichen nichts mehr gelten. Sie beriefen sich nämlich darauf, daß die Satzungen der Kirche unter hohen Strafen verbieten, sich als Priester vor den Richterstuhl der weltlichen Macht fordern und gerichtlich beurteilen zu lassen. Die Spannung zwischen dem Volk und seinen neuen Regenten wurde immer größer, und ersteres nahm durchaus Partei für seine Priester. Unsere Geistlichen, hieß es, haben ihren eigenen Richter, und sollten sie auch gefehlt haben, so weise man sie vor diesen. Auch der ehemalige Obere der Geistlichen, der bischöfliche Kommissär Krauer, lobte ihr Benehmen, indem er in einem eigenhändigen Schreiben den katholischen Priestern erklärte, daß sie, wie es sich nicht anders schicke, nach den Gesetzen und Verordnungen der Kirche gehandelt hätten.

In diese bereits sehr aufgeregte Stimmung hinein, kam nun noch die Forderung der helvetischen Regierung, daß das gesammte Schweizervolk einen Eid auf die Verfassung zu leisten habe. Die Formel desselben lautete folgendermaßen: Wir schwören, dem Vaterland zu dienen: der Sache der Freiheit und Gleichheit als gute, getreue Bürger mit aller Pünktlichkeit und Eifer, den wir vermögen und mit einem gerechten Haß gegen die Anarchie oder Zügellosigkeit anzuhängen. Auch in einigen andern Kantonen erregte die Forderung der Eidleistung große Schwierigkeiten. In Unterwalden nid dem Wald aber wurde derselbe zum Stein des Anstoßes und zum Ausgangspunkt eines verhängnisvollen Aufstandes.

Je nach dem Standpunkt, auf dem man stand, konnte man diese Eidesformel entweder für sehr harmlos, fast selbstverständlich ansehen, oder aber für arglistig und verhänglich. Die Nidwaldner, ihre Geistlichkeit an der Spitze, huldigten der letztern Auffassung. Für die Freiheit und Gleichheit war man darum nicht eingenommen, weil die Franzosen selbst sie in ihrem Lande in einem Sinn und Geist zur Anwendung gebracht hatten, die viele mit Schrecken erfüllen mußte. Aus den Worten: „mit aller Pünktlichkeit“ las man heraus, es solle die zu beschwörende Verfassung in allen Punkten und Artikeln ohne

Ausnahme und ohne Rücksicht auf die vorher gezeichnete Kapitulation genau gehalten werden. Die Worte: „mit einem gerechten Haß gegen die Anarchie oder Zügellosigkeit“ aber, sagte man, wollen soviel heißen: gleich wie die Franzosen dem Königthum und der monarchischen Regierung Haß geschworen, ebenso müssen auch wir Schweizer der Demokratie oder Volksregierung, welche künftighin in eueren Augen Anarchie oder Zügellosigkeit sein soll, Haß schwören.

In Unterwalden nid dem Wald waren die Leute wider diese Eidesforderung ganz besonders aufgebracht; sie wollten von einem so ruchlosen Eidschwur durchaus nichts wissen und drohten sogar ihren Seelsorgern, sofern sie denselben gutheißen würden, ihnen ihre Liebe und Achtung zu entziehen. Der Distriktsstatthalter L. Keiser berief indessen gleichwohl die Geistlichkeit des Ländchens in das Kapuzinerkonvent in Stans zusammen und verlangte von derselben zu wissen, wie sie bezüglich der Eidesleistung gesinnt sei. Trotz mühsamer Verhandlung verlief indeß diese Zusammenkunft resultatlos. Der versammelte Klerus faßte den Beschluß, dem Bischof von Konstanz zu schreiben, ihm die ganze Sachlage und die Volksstimmung kund zu thun und ihn um seine Begleitung anzufragen. Der b. Kommissär Krauer hatte die Eidleistung angerathen.

Keiser, der bekannte Dichter von Volksschauspielen, war gegen den Schluß der Verhandlung in Ausstand getreten und hatte sich in den Kapuzinergarten begeben, wo sich nun ein für die weitere Entwicklung der Dinge bedenklicher Vorfall ereignete. Es hatten sich daselbst auch einige Bauern eingefunden, welche nun mit dem Distriktsstatthalter über die Eidesfrage in einen heftigen Wortwechsel geriethen. Keiser saß auf einer Bank und die Bauern umstanden ihn, als auf einmal ein Bauernburche Namens Joseph Odermatt (Schneideri-Sepp) dem erstern einen Strick um den Hals warf und heftige Todesdrohungen gegen denselben ausstieß. Andere befreiten glücklicherweise bald wieder den Bedrohten aus seiner gefährlichen Lage. Keiser wurde dadurch in Schrecken versetzt, bat nachher die Priester um Verzeihung und legte sein Amt nieder. Gleichwohl kam es nicht zu einer Veröhnung, denn die einmal aufgeregten Bauern ließen Keiser nicht los, sondern sperrten ihn noch mit sechs andern, als Feinde des Vaterlands, ins Gefängniß.²⁾ Auf einer Landsgemeinde wurde dann ein provisorischer Statthalter erwählt und Abgeordnete nach Aarau gesandt, welche der helvetischen Regierung die Klagen des Landes vortragen sollten. Diese Deputirten wurden indessen nicht empfangen und vor allem aus die Freiegebung der Gefangenen verlangt. Diese erfolgte auch wirklich nach einigen Tagen, womit sich indessen die helvetische Regierung nicht zufrieden gab, sondern um die Verhaftung der drei namentlich thätigen Geistlichen, Pfarrer Käzli in Beckenried, Helfer Luffy und Keiser in Stans, und Auslieferung derselben „lebendig oder todt“ verlangte. Zwei der Geistlichen wollten nun das Land verlassen, unter der Vorgabe, die Wuth der Feinde werde dadurch gemäßiget und dem Lande großes Uebel erspart werden. Dies ließen jedoch ihre Anhänger nicht zu, eilten ihnen nach und brachten sie wieder zurück, indem sie ihnen sagten, man könne sie im Lande nicht entbehren, sondern bedürfe ihres Beistands und guten Raths zur Erhaltung der Religion und des Vaterlands. Während die unterwaldnischen Abgeordneten schroff behandelt wurden, so erging es den schwyzerischen bei Schauenburg weit besser. Er gab ihnen einen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken geschriebenen Brief mit und garantirte ihnen mit seinem Ehrenwort für die Haltung der Kapitulation. So wußte er die Schwyzer zu gewinnen und von den Nidwaldnern zu trennen. Den 29. August war nun Landsgemeinde in Wyl an der Aa, eine halbe Stunde östlich von Stans, an welcher beschlossen wurde, nöthigenfalls

bewaffneten Widerstand zu leisten, ein Kriegsrath gewählt und die nöthigen Anordnungen zur Besetzung der Eingänge in das Land getroffen wurden. Die Stimmung war eine äußerst entschlossene; lieber unter die Trümmer des Vaterlandes sich begraben lassen, als Religion, Freiheit, Vaterland und seine lieben Seelsorger der Willkür dieser Unmenschen so ohne weiteres überlassen! dies war der Grundton derselben. Ein damals von den Kriegern gesungenes Kampflied zeugt auch von diesem Geist:

Feld- und Schlachtlid der katholischen Schweizer,

gesungen im Jahr 1798, als die Franzosen gegen sie anrückten.

(Bei der Gedächtnißfeier 1898 gesungen nach der Komposition des Musikdirektors Arnold.)

1. Auf in Bergen, auf im Thale,
Auf ins Feld und an die Schlacht!
Gott will an geringer Zahle
Zeigen seine Uebermacht.
Fort ins dickeste Gedränge,
Fragt nicht nach der Feinde Menge,
Fragt allein: wo ruft uns Noth?
Sieg sei unser oder Tod!
2. Fällt zur Rechten, fällt zur Linken
Hier ein Bruder, dort ein Freund,
Laßt den Muth darum nicht sinken,
Nückt nur fester an den Feind.
Gott im Herz, ans Werk die Hände!
Nur wer harret bis ans Ende,
Der verdient den Sieg zum Lohn;
Sieg und Ehre winkt uns schon.
3. Wehrt euch für der Väter Glauben,
Der allein uns Wahrheit lehrt!
Laßt euch selbst niemals rauben,
Er ist Blut und Leben werth.
Wer für Gott und Glauben streitet,
Hat sich Sieg und Ehr bereitet.
Streitet, streitet immer fort,
Sieger sind wir hier und dort!
4. Helden waren unsre Väter,
Denn auch Christen waren sie,
Wurden Freiheit-, Glaubensretter,
Fochten, siegten, wichen nie;
Und wir Söhne sind nicht minder
Als die Väter Gottes Kinder,
Sind voll Trost und Zuversicht:
Gott verläßt die Seinen nicht!
5. Rettet auch Mariens Ehre,
Die Gott uns hat anvertraut;
Bei uns hat der Herr der Heere
Ihr den Gnadenthron erbaut:
Ja, ihr Heiligthum zu schützen,
Will ich all' mein Blut versprühen;
Unter ihrem Schild und Schuß
Bieten wir den Feinden Truß.
6. Unsre Väter fromm und hieder,
Eh' ein heißer Kampf begann,
Warfen auf die Knie sich nieder,
Riefen Gott um Beistand an:
Sieh, o Herr! wir deine Knechte,
Sünder zwar und nicht Gerechte,
Rufen kniend auf zu dir:
Hilf, o Gott! sonst sinken wir!
7. Hör' o Himmel, hör' o Erde!
Hört der Schweizer reinsten Schwur!
Gottes Ehr' und unsre Heerde
Wollen wir beschützen nur.
Hört es, Feinde! hört es, Freunde!
Wir sind keines Menschen Feinde;
Zwingt zum Streit uns aber Noth,
Soll auch theu'r sein unser Tod.
8. Wenn die Wuth von Legionen
Auf uns kleine Schaaren bricht,
Beht vom Donner der Kanonen
Berg und Thal: wir zittern nicht.
Wenn ich auch voll Wunden blute,
Sei mein letztes Wort voll Muthes:
Gott und Vaterland, für dich
Sterb ich, o wie froh sterb ich!

Man muß anerkennen, daß die Nidwaldner in dem nachher folgenden Kampf das hier abgelegte Gelübde treu gehalten haben.

IV.

Die nun folgenden **militärischen Ereignisse und übrigen Begebenheiten am 9. September** werden von Meyer nicht im Zusammenhang dargestellt, sondern man findet die Schilderung mehr bruchstückweise da und dort zerstreut. Wir wollen indessen im Folgenden das militärisch Wichtige kurz zusammenfassen, wobei wir uns zum Theil an eine neulich im Manuscript gedruckte Schrift („Aus Unterwalden. Blätter der Erinnerung von F. Schulthess“, 1897) halten.

General Schauenburg, der nun sein Hauptquartier von Luzern nach Hergiswyl vorschob, bedrohte das Ländchen von drei Seiten her: von Kastanienbaum und Hergiswyl aus wurden Kehrfiten und Stansstad aus acht Kanonen beschossen. Ueber den Kenggsparß marschirte die Brigade Delpoint und die Halbbrigade Müller gegen Alpnach und Kerns. Ein weiteres Detachement rückte aus dem Entlibuch über das Gebirge gegen Sarnen und Kerns vor. General Mainoni endlich zog über den Brünig und durch Obwalden, das zur helvetischen Regierung hielt, heran. Der Angriff über den See war mehr demonstrativ, der Hauptstoß sollte über das Drachenried von Westen her gegen Stans erfolgen und durch eine Seitenkolonne, welche über das Groß-Mecherli, eine Alp hinter dem Stanserhorn, 1400 m hoch, vordrang und der feindlichen Aufstellung in den Rücken zu fallen hatte, unterstützt werden. Im Ganzen hatte General Schauenburg etwa 8000 Mann zur Hand, ungefähr ebenso starke Reserven stunden in Luzern und am Brünig zu seiner Verfügung. Um die Concentration seiner Truppen an den Grenzen von Nidwalden in sachgemäßer Weise bewerkstelligen zu können, rieth Schauenburg dem Direktorium, den Nidwaldnern noch eine kurze Frist zur Unterwerfung bis den 6. September anzusetzen. Dasselbe ging hierauf ein und brüstete sich dann später mit diesem Beweis seiner Langmuth und Veröhnlichkeit, als ob dieser Schritt aus seinen Entschlüssen hervorgegangen sei und nicht etwa ganz andern Zwecken gedient hätte.³⁾

Die Nidwaldner ihrerseits boten ihre gesamte wehrhafte Mannschaft auf und theilten sie in fünfzehn Kompagnien zu 80 bis 100 Mann ein, worunter zwei Kompagnien Scharfschützen und eine Kompagnie Kanoniere. Oberster Hauptmann der Nidwaldner wurde der Fischer Fruonz, gewesener Unteroffizier in französischen Diensten. Auch andere Unteroffiziere erhielten höhere Kommandos; denn geeignetere Personen, wie mehrere frühere Offiziere in fremden Diensten, hatten entweder das Land verlassen oder hielten sich sonst fern, sei es, daß sie zu den sogenannten „Patrioten“ der helvetischen Partei gehörten, sei es, daß sie den Widerstand des Ländchens für total aussichtslos hielten. An passenden Stellen wurden Verhaue und Schanzen angelegt, so bei Stansstad, dann an der Grenze nach Obwalden im Kernwald und in der Reserve- und Hauptstellung „am Allweg“, zwischen dem Mietherschwanderberg und dem Stanserhorn, am Nordostende des Drachenrieds gelegen, da wo die Straße nach Stans zu fallen beginnt. Eines der von Meyer radirten Bildchen (S. 20) zeigt uns die Höhe des Allweg mit der zerstörten Winkelriedkapelle, darüber das Stanserhorn. Im Ganzen verfügten die Nidwaldner über etwa 1300 Mann und 120 bewaffnete Frauen und Mädchen. Etwa 800 Mann trugen gezogene Büchsen, die übrigen geringere Stücker und Flinten, die Weiber waren mit Säbeln, Gabeln und Knütteln bewaffnet. Am Allweg, am Ende des

Drachenried, hatten sie drei Zweifpünder-Kanonen aufgestellt, in Stansstad zwei solche und eine Fünfpfünder-Kanone (den im Kappelerkrieg erbeuteten „Zürihund“); bei Rehrsitzen, am Fuß des Bürgenberg, waren eine Feldschlange und ein Paar Doppelhacken aufgestellt. Eine Palissadenreihe versperrte zwischen Stansstad und dem Lopperberg den Eingang in den Alpachersee.

Wie Schauenburgs Angriffsplan militärisch ein durchaus richtiger war, so müssen auch die von den Unterwaldnern getroffenen Anordnungen mit Bezug auf ihre Aufstellung als zweckentsprechend bezeichnet werden. Ihr einziger Mangel war die Unzulänglichkeit ihrer Mannschafszahl und der vorhandenen Geschütze. In den ersten Tagen des September begannen die Franzosen von Hergiswyl aus Stansstad mit Granaten und glühenden Kugeln zu beschießen, ebenso Rehrsitzen von Kastanienbaum aus, jedoch ohne großen Schaden anzurichten. In den nächsten Tagen werden hier Schiffe behufs Rekognoszierung gegen Stansstad und den Bürgen vorgesandt, wobei die Franzosen bedeutende Verluste erleiden. Am 7. September findet ein Vorpostengefecht im Kernwald statt, wobei jedoch die „rothen Güggl“ (die französischen Grenadiere mit roten Federbüschen) arg zusammengeschossen werden. Am 8. September erscheint in Stansstad ein französischer Parlamentär, der kurz abgewiesen wird. In Stans trifft an diesem Tage Zuzug aus den Nachbarantonen ein, etwa 200 Schwyzer unter dem bekannten Kapuziner Paul Styger und ein paar Duzend Urner. Schauenburg verlegte den Angriff auf den 9. September, einen Sonntag, ließ jedoch schon in der Nacht vom 8. auf den 9. die 14. Halbbrigade (Oberst Müller) von Kerns aus sich nach dem Großächerli in Marsch setzen, um die Umgehung in den Rücken der Nidwaldner zu unternehmen. Ihr erstes Bataillon nimmt seine Direktion mehr rechts nach dem Arvigrat und nach der hinter demselben liegenden Alp Dürrenboden. Das zweite geht über Weiserlen und dann sich rechts haltend über die Alp Fuhrmatt nach dem Großächerli, in dieser Weise das Detachement links der Umgehungskolonnie bildend. Schon um 5 Uhr Morgens, als die Nidwaldner eben zum Morgengebet in der Sennhütte der Großächerli-Alp versammelt sind, ertönen auf diesen Höhen die ersten Schüsse. Die etwa hundert Mann starken Nidwaldner leisten da droben verzweifelten Widerstand. Die Frauen und Mädchen laden die Stutzer der Männer, welche mit ihren Schüssen manchen Franzosen hinstrecken; denn die Nidwaldner sind treffliche Schützen, sowohl damals als auch jetzt noch in der schweizerischen Armee, wo die Hälfte ihrer Auszügermannschaft, eine Kompagnie, in das Schützenbataillon Nr. 4 eingeteilt ist, währenddem die andere Hälfte, ebenfalls eine Kompagnie, dem Füsilirbataillon 47 angehört. Auch Steine und Felsstücke, die am Arvigrat auf die anstürmenden Franzosen hinuntergeworfen werden, richten unter diesen großen Schaden an. Gegen 7 Uhr aber erliegen die Unterwaldner der großen Ueberzahl und werden gegen die Stanserbergalpen heruntergedrängt. Oberst Müller sammelt seine Bataillone und marschirt thalabwärts nach Wiesenberg, Dallenwyl und Büren.

Sobald in der Tiefe die Fortschritte der Umgehungskolonnie bemerkt werden, erfolgen etwa um 7 Uhr Morgens drei Schüsse der französischen Marmkanone auf der Kernser Allmend, woraufhin unter dem Oberbefehl des Generals Mainoni alle Abtheilungen sich in Marsch setzen: rechts die 76. Halbbrigade und ein Bataillon der 44. unter dem Brigadier Delpoint mit der Richtung gegen die Verschanzungen am Allweg und die am Fuß des Stanserhorn auf den „Rüben“, einer hohen Felswand, postirten Schwyzer und Urner. Links geht die 106. Halbbrigade und ein Bataillon der 44. gegen St. Jakob, den Rogberg und Allweg vor. Diese Kolonne hat auch den Mietherschwanderberg von den dort postirten nidwaldnischen Posten zu räumen. Die Nidwaldner ziehen sich nun in ihre letzte Stellung am Allweg zurück, wo bereits

ihre Reserven stehen. Diese Stellung ist an sich eine vortreffliche, kann aber vom Kogloch aus dem See entlang umgangen werden, was denn auch heute von den Franzosen selbstverständlich geschieht. Ein erstmaliger Angriff der Letztern mißlingt, obwohl die Franzosen aus vier Geschützen schießen und auch ihre Husaren mitwirken, für welche jedoch das Terrain auf dem Drachenried ungünstig ist. Nach 10 Uhr erfolgt ein zweiter konzentrischer Angriff, gegen welchen die Unterwaldner hartnäckigen Widerstand leisten, doch fehlt ihnen eine richtige Oberleitung, und auch hier erliegen sie der erdrückenden Uebermacht. Um 11 Uhr ist der ungleiche Kampf entschieden und die Franzosen dringen nun in Stans ein, welches bald nachher auch Oberst Müller mit der Umgehungscolonne über Dallenwyl erreicht.

Vom Morgen an waren von Hergiswyl gegen den Zingel, den westlichen, gegen den See abfallenden Hang des Bürgenstock und gegen Kehrsiten, Schiffe mit französischen Soldaten angefahren und hatten ihre Mannschaft am Land ausgesetzt. Vor diesen ziehen sich die schwachen nidwaldenschen Posten auf den Bürgen zurück. Die Franzosen stürmen über Oberbürgen ins Thal hinab und überwältigen vereint mit den vom Kogberg herkommenden Schaaren den Posten zu Stansstad und rücken mordend und brennend gegen Stans. Auf allen Seiten steigen Rauchsäulen zum Himmel empor. Die französischen Soldaten, namentlich der „schwarzen Legion“, geberdeten sich an diesem Tage wie wilde Tiere. General Schauenburg soll ihnen, um mit der Unterwerfung des Ländchens an einem Tag fertig zu werden, besondere Freiheiten gestattet haben, und ihre Offiziere waren entweder außer Stande, der Mord- und Plünderungslust den Zügel anzulegen, oder es fehlte ihnen hiezu am guten Willen, kurz, es ist erstaunlich, mit welcher Lust und Grausamkeit nun nach dem Kampfe Wehrlose und sogar Todte mißhandelt werden und wie das Leben und das Eigenthum der überwältigten Nidwaldner den französischen Soldaten völlig preisgegeben ist. Namentlich gegen die Frauen wurde in der gewalthätigsten Weise vorgegangen und die, welche sich nicht hingaben, oft auf die grausamste Weise gemordet.⁴⁾

Auf Seite der Nidwaldner sollen im Kampfe geblieben sein etwa 100 Mann, außer dem Kampfe fielen der Wut des Feindes zum Opfer 190 Männer und Jünglinge, 120 Frauen und Töchter und ein paar Duzend Kinder. Ueber 500 Gebäude wurden niedergebrannt. Die Franzosen sollen ihrerseits einige Tausend Mann verloren haben, namentlich viele Offiziere.⁵⁾ Meyer selbst macht hierüber keine Angaben; die der übrigen Berichterstatter variieren zwischen 1200 und 10,000, welche letztere Zahl aber gewiß viel zu hoch ist. Wir folgten der Schätzung von Bschoffe. Die Zahl der verwundeten Franzosen wird bis auf 900 geschätzt. Die Nidwaldner Denkschrift berechnet den Verlust der Franzosen auf etwa 3636 Mann.

Hier mag noch die interessante Schilderung der Erlebnisse des Landammann Traxler an jenem Tag folgen, welche derselbe einige Jahre später einem Besucher, Pfarrer Appenzeller, machte. Traxler, gewesener Oberst eines sardinischen Regiments, hatte, den Krieg aus eigener Erfahrung kennend und die Widerstandskraft seiner Landsleute richtig beurtheilend, dringend von der Erhebung des Volkes abgerathen, doch umsonst. Sein Haus war das sogenannte „Winkelried-“ oder „Luffihaus“, südlich vom Flecken Stans in der Nähe der Straße nach Engelberg gelegen.

„Ich und die Meinigen,“ so erzählte Traxler (nach J. C. Appenzeller: „Potpourri von Reminiscenzen, kleinen Gemälden und Gedichten“, Seite 89), „wichen am 9. Herbstmonat 1798 nicht von der Stelle; wenige Tage vor dem eingebrochenen Unglück berief ich einige Geistliche zu mir, auf welche ich

als auf vernünftige Männer und als auf Freunde meines Hauses einigen Einfluß zu haben glaubte; ich machte ihnen jene Vorstellungen, von denen ich hoffen konnte, daß sie Eingang bei ihnen finden würden und bat sie, um des Landes Heil willen, daß sie alles Mögliche versuchen und beitragen sollten, das Volk zu beruhigen und zur Ergebung in die Zeitumstände zu ermahnen. Kein Mittel ließ ich unversucht, sie auf andere Gesinnungen zu bringen; ich schilderte ihnen die Greuel des Krieges mit den lebhaftesten Farben und schloß mit der Prophezeihung all des Jammers, der nachher eintraf, wenn sie sich meinem Willen nicht fügten, das Wagestück mit dem unsinnigen Landsturm durchsetzen und unsere ungeübte Miliz den Linientruppen der französischen Bataillone, eine Handvoll Leute der ungeheuern Uebermacht entgegenstellen würden. Die Geistlichen zuckten die Achseln; ich merkte das Mißtrauen in meine Vaterlandsiebe aus ihren Antworten und duldete diese schmerzliche Empfindung; ich war nicht mehr Haupt des Volks, und meine Befehle wie meine Bitten verhallten fruchtlos." Und weiter: „Das Land beschloß den Krieg! Moralisch betrachtet übte es dadurch die höchste Tugend, militärisch den schrecklichsten Unfinn, der sich denken läßt!“ — —

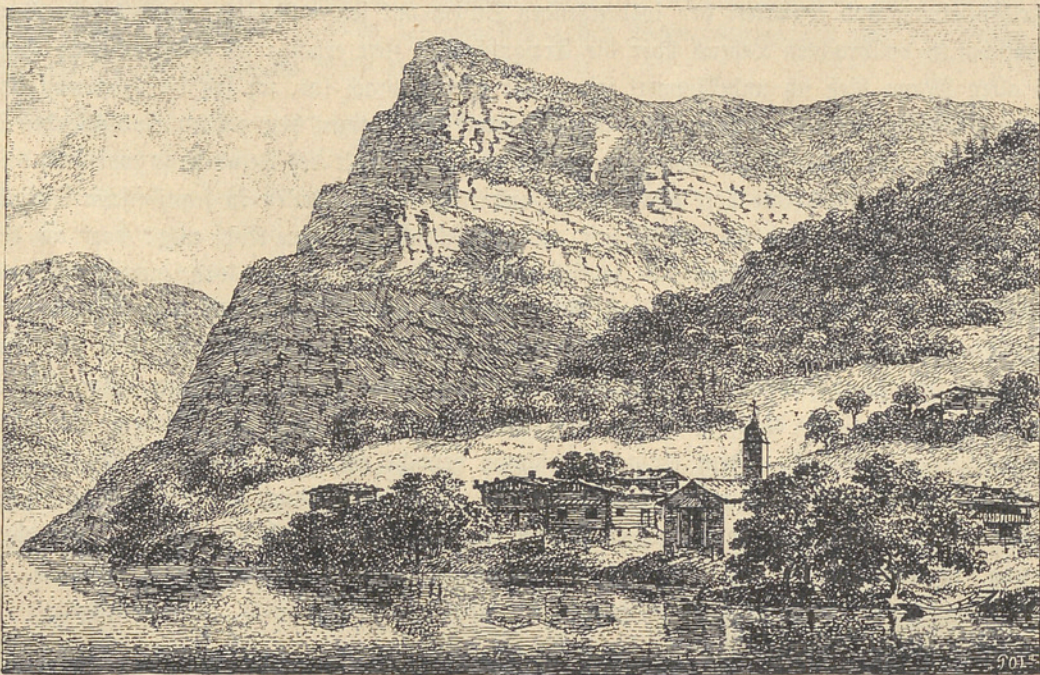
Hier hielt der Greis inne — dann fuhr er fort: „Sie wünschen, meine Herren, zu erfahren, wie es mir und meiner Familie ging. Meine Parthie war genommen — früh unter den Fahnen hatte ich das Militär und den Soldaten so kennen gelernt, daß ich mir getraute, im Augenblicke der Not als ein alter, gedienter Offizier mir und den Meinigen durch Achtung und weise Behandlung des Feindes auch Respekt zu verschaffen. Weit mehr fürchtete ich vom Volke, das mich als einen „Patrioten“ verschrien hatte, als von den Franzosen. Ohne eine Sicherheitskarte von Schauenburg anzunehmen, warf ich mich in die Arme der Vorsehung und erwartete den losbrechenden Sturm mit jenem Gefühle, welches beim Bewußtsein eines rechtschaffnen vollbrachten Lebens über die Ereignisse der Zeit erhebt; ich beweinte mein Vaterland; für mich alten Mann hieß ich unbekümmert sein. Der Sturm brach los, ich sah die Flammen im Thale auflodern und die Rauchwolken heranwogen, sah mit zerrissenem Herzen den ganzen einbrechenden Jammer über das Volk sich ausbreiten. Raum war der Flecken in der Gewalt des Feindes, so war auch dies Haus von Hunderten umringt; ich trat dort ans Fenster und fragte die Soldaten in französischer Sprache, was sie suchten. Statt der Antwort fiel ein Schuß — er ging mir über den Kopf weg; dort an der Decke des Zimmers sehen Sie das Merkmal; — ich sah, wie der Soldat, der ihn losgeschenert hatte, von einem Offizier drohend angefahren und den übrigen Ruhe geboten wurde. Ohne mich vom offenen Fenster zu entfernen, fuhr ich fort zu fragen, was sie denn eigentlich begehrten; — ich sei Offizier und kenne die Bedürfnisse der Strapazen! Das Getümmel hatte aufgehört; ich rief jenem Biedern (dem Offizier) und sagte ihm, daß man sogleich die Thüre aufmachen würde, er möchte nur dafür sorgen, daß seine Leute sich ruhig verhielten; es sollte jedem einige Erfrischung gereicht werden. Ich kannte das Ehrgefühl der Nation, die gegen uns den Krieg führte und wußte aus eigener Erfahrung, wie viel ein furchtloses, aber offenes, freundliches Wort über den rohsten Krieger vermag. Indem ich den Offizieren an die Treppe entgegenging, lagerten sich die von Blut und Pulverdampf entstellten Soldaten in die Matte. Meinen Wein gab ich preis; er wurde in Eimern, jedoch von meinen eigenen Leuten, herausgetragen; — so war der erste Anfall gestillt. Capitain S., der diesen Trupp anführte, quartirte sich sogleich bei mir ein; noch fünf andere, die ich dableiben hieß, nahmen meine Einladung an; eine Sauegarde schützte mein Haus.

Geraubt wurde mir nichts, und ich hatte mitten im Schmerz über das Vaterland die süße Freude, hier und dort durch meine Verwendung das Unglück gemildert zu sehen.“

„Jetzt,“ schloß der Greis, „ist alles vorüber, — möchte ich nie Zeuge dieses Tages gewesen sein! und mein Volk, durch diese Leiden gewarnt, seinen Nachkommen die Lehre geben, daß nur der wahre Heldenmuth mit Ruhm und Sieg gekrönt werde.“

V.

Von Meyer gezeichnete Landschaftsbilder mit Erklärung (S. 39 ff. d. Msfr.-B.). Bei seinem Aufenthalte im Lande hat J. H. Meyer die bemerkenswerthesten Gegenden desselben, namentlich die vorgefundenen Ruinen nach der Natur gezeichnet, die zum Theil in dem hier beschriebenen Werk, einem stattlichen Folianten, theils in seinen „Ruinen von Unterwalden“ wiedergegeben sind. Die in diesen Band aufgenommenen sind Originalzeichnungen des Künstlers in Sepia. Je links daneben findet sich die gleiche Landschaft nur in Umrissen und mit wenigen Strichen gezeichnet, und es sind dann hier je die



L. Hef.

Kirjiten.

einzelnen Dörfer und übrigen Dertlichkeiten, Berge u. s. w. zur Verdeutlichung mit den Namen versehen. Der Verfasser hat seine Bilder je mit einem kurzen, erläuternden Text begleitet, in welchem bisweilen auch interessante Notizen bezüglich der Ereignisse am 9. September 1798 eingeflochten sind. Die einzelnen Bilder sind folgende:

1. Das gallische Schweizerdenkmal in Altstaad am Vierwaldstättersee, gestiftet vom Abbé Raynal.

2. Kirsitzen am Bürgen. (Das hier [S. 18] beigegebene Bild ist das von Ludwig Heß gezeichnete.)

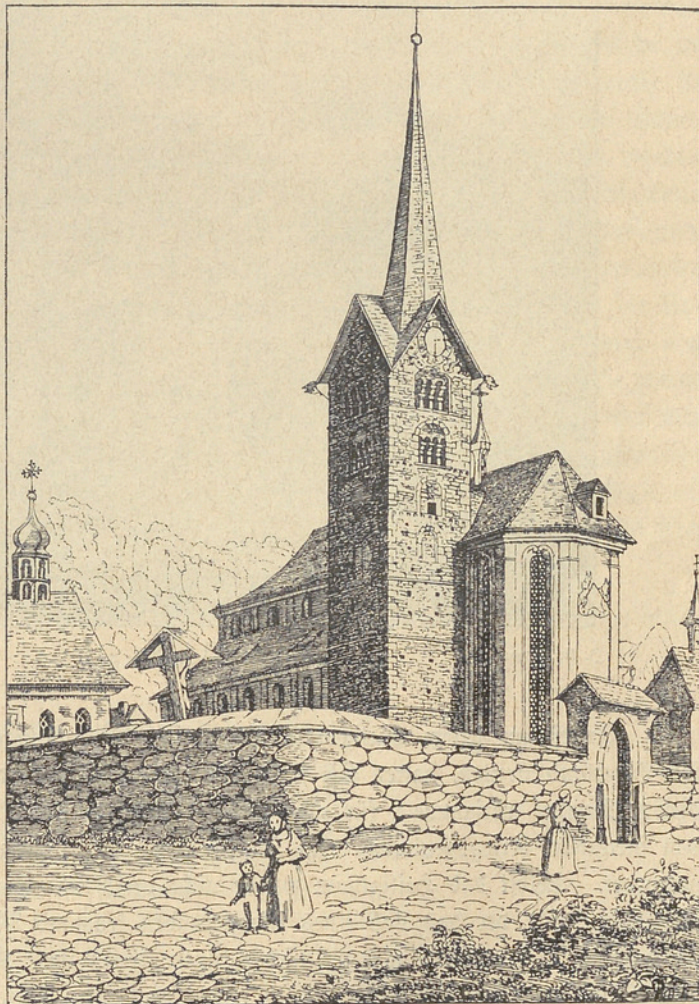
3. Bei Hergiswyl gegen Stansstaad.

4., 5., 6. Die Ruinen von Stansstaad und andere Ansichten dieses Orts.

7. Alpnachersee, Rengg, Pilatusberg.

8. Auf dem Weg von Stansstaad nach Stans. Am Fuße des Bürgen sehen wir den lieblichen Wiesenbach sich hinschlängeln, links desselben eine Mühle, rechts ein kleines Häuschen, welche beide in jenen Tagen denkwürdig wurden. Meyer erzählt darüber folgendes:

Die Mühle blieb von der Mordfahel, die sonst alles umher in volle Flammen setzte, verschont. Unter den auf Unterwalden beorderten französischen Truppen befand sich zufälliger Weise ein Unterwaldner. Er war ehemals als Soldat in königlichen Diensten gestanden; ohne andere Resourcen und des Militärlebens gewohnt, trat er nun auch unter die Fahnen der großen Republik. Sein Schicksal wollte es, daß er nun auch gegen sein eigenes Vaterland ausziehen mußte. Mit blutendem Herzen trat er zu Stansstad an das Ufer, wo er seine Kindheit verlebt hatte. Er erflehte von seinem Offizier die Gnade, als Sauvegarde dienen zu dürfen, und erhielt sie. Drauf eilte er in die Mühle, das Haus seines Bruders! und schützte dasselbe vor der Einäscherung. Unweit von dieser Mühle aber hatte Hr. Notisflue,



J. H. Meyer.

Stans. Kirche.

des Rathes, ein trauriges Schicksal. Er war als Kriegszahlmeister bei seinen Landsleuten in Stansstad, als die Feinde landeten. Ihn verfolgte ein Trupp wilder Krieger, denen er erst sein eigenes Geld hingab. Aber aus Gewissenhaftigkeit dasjenige zu retten, was ihm aus der Landeskasse anvertraut worden, entfloh er — um in die Hände eines neuen Räuberschwarms zu fallen. Diese setzten ihm die Säbel auf die Brust und zwangen ihn, nun alles herauszugeben. Zum Dank für das Erhaltene, spaltete ihm einer den Kopf.

9. Stans. Kirche. Zu diesem Bild, welches hier beigegeben ist, macht Meyer folgende Bemerkungen:



J. H. Meyer .

Winkelriedkapelle am Allweg.

Indeß an jenem blutigen 9. September die muthigen Unterwaldner und ihre Gehülffinnen für ihr Vaterland stritten, hatten sich schon am frühen Morgen die Alten und Schwachen und die Kinder in diesem Tempel versammelt, für ihre Bertheidigung zu beten. Während ihrer stillen Andacht näherte sich das furchtbare Kriegsgetümmel dem Hauptfleck. Ohne Erbarmen wurden die aus der Kirche Flihenden gemordet. Selbst das Heiligthum wurde nicht verschont. Vor dem Altar floß das Blut des ehrwürdigen Priesters Lussy, der das Lob eines friedliebenden frommen Mannes mit ins Grab nahm. Mehrere andere unschuldige und unbewaffnete Menschen, unter denen viele Kinder, fielen theils in der Kirche, theils auf dem Platz vor derselben. Bei achtzig dieser schuldlosen Opfer ausländischer Tigerwuth ruhen nun neben der Kirche in einem gemeinschaftlichen Grab. Später wurde ihnen eine Marmortafel mit einer Inscription

zum Andenken gestiftet. Nahe dabei ist ein Ossarium, wohin nach und nach die aufgefundenen Gebeine der in der Schlacht umgekommenen Vaterlandsvertheidiger gebracht werden. Auf dem Platze steht auf der Brunnenfäule das Bild Arnolds von Winkelried. Diesem Bild wurde am Tag der glorreichen Einnahme Unterwaldens Schwert und Speer abgenommen, und der Landesschild mit den Farben der helvetischen Republik überschmiert; und um das aufgemordete Glück recht sinnlich zu machen, stellten die Freiheitbringer den abgeschmackten, blätterleeren und wurzellosen fränkischen Freiheitsbaum dem Heldendenkmal gleichsam vor die Nase.

10. Winkelriedskapelle am Allweg. Dieses Bild ist auf Seite 20 beigegeben. Den beigegebenen Notizen entnehmen wir folgendes:

Am Wege von Stans nach Ennenmoos liegt die Kapelle, welche durch zwei Freskogemälde die Heldenthat Arnolds von Winkelried bei Sempach am 9. Heumonats 1386 und Strutts von Winkelried des Drachenüberwinders, verewigte. Sie wurde von beiden hoheitlichen Ständen Ob- und Nidwalden im Jahr 1670 erbaut, und ihr der heilige Magnus zum Schutzpatron gegeben. Im Jahr 1798 wurde sie zu Ehren der großen Einheitsrepublik wieder zerstört. Hier geschah wirklich den Feinden am meisten Widerstand, so lange die Batterie nicht überflügelt werden konnte. Zu verschiedenen Malen wurden stürmische Anläufe mit unsaglichem Verlust der Feinde abgetrieben. Oben an einer Berghalde der Blumalp, an der „Rübeneu“ genannt, wurden durch die muthigen Zuzüger aus dem Kanton Schwyz zu Hunderten über die Felswände herabgestürzt. Aber als endlich die sich immer verstärkende Uebermacht der Franzosen vordrang, wurde die Batterie überflügelt und in die Mitte genommen. Schrecklich wüthete hier die Unmenschlichkeit der zügellosen Sieger. Was dieselben ganz rasend machte, war ein Corps de Reserve von muthigen Weibern und Mädchen, die Spartanerinnen gleich sich ihnen entgegen stemmten. Sie waren mit Keulen und Senfen bewaffnet. Den Tod zogen sie einer schändlichen Hingebung weit vor. Veronika Blum von Buochs stand bis ans Ende im Felde und rettete zuletzt Seele und Ehre durch schleunige Flucht über alle Berge bis nach Altorf. Barbara Feller wollte durchaus ihren Vater ins Feld begleiten, und dem kranken Greis seine Waffen nachtragen. Kunigunde Christen zerschlug einem Chasseur den Arm und starb dann heroisch.

Diesen Heldinnen hatte J. G. Schultheß, damals Leutpriester am Grossmünster, folgende schöne Strophen gewidmet:

Auf dem Grabe der Heldinnen Unterwaldens.

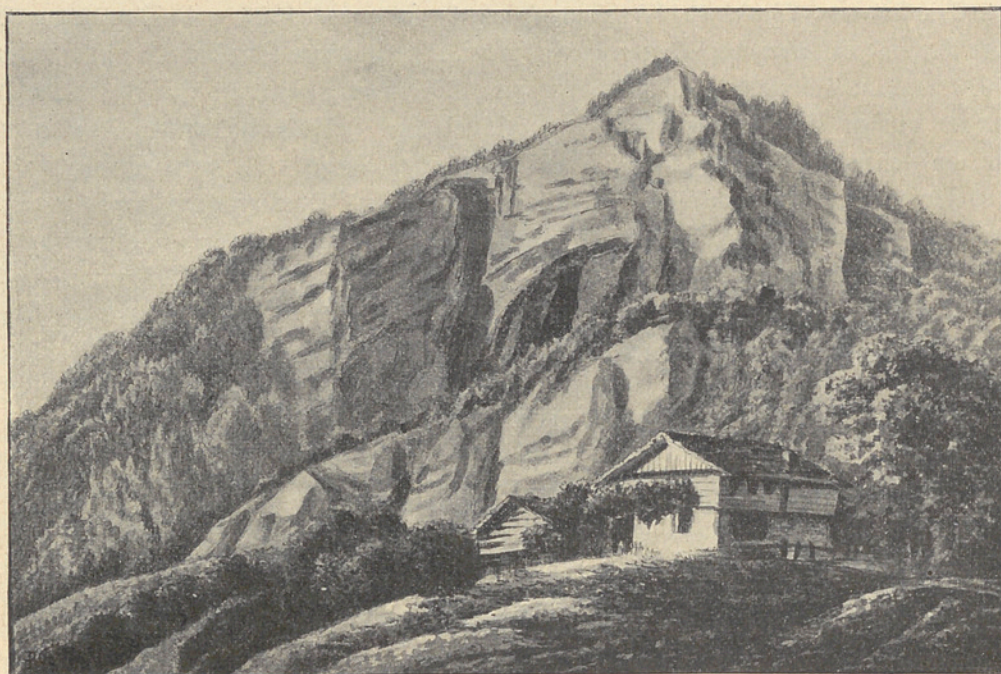
Steiget Cypressen empor und weiße Lilien kränzt ihr
Dieses Gräbergefild, wo ihr am würdigsten blüht!
Nicht auf des Vaterlands Höhn, in seinen Thälern nirgends
Trank unser Boden noch je reiner so tapferes Blut.
Klag' es, o Flötenton der Aeolsharfe! durch alle
Klüfte — die Woge des Sees seufz' es in felsiger Bucht;
Auf des Sturmes Fittig durchrausch' es die Wälder, und Echo
Ruf' von Gebirg zu Gebirg laut es den Schwestern zu:
„Heldinnen liegen hier: Sie wollten sterben für Freiheit,
„Die, wo der Gallier siegt, nur den Gestorbenen bleibt!“

11. Schlachtfeld Drachenried.

12. St. Jakobskirche zu Ennenmoos. Diese am Ende des Drachenrieds gegen den Kernwald gelegene Kapelle, die am 9. September zerstört wurde, war mit der Kirche in Yberg im Kanton Schwyz eines der ältesten Gotteshäuser der Urschweiz.

13. Drachenhöhle. Außer dem hier folgenden Meyerschen Bild ist hier (S. 23) noch ein anderes beigegeben, welches das Innere der Drachenhöhle vorstellt. Der Verfasser erzählt folgendes:

Der Name Drachenried entstand durch ein Raubthier, welches der Sage nach diese Gegend verwüstete, alles in Furcht setzte, und wenn es seine Freßbegierde befriedigt hatte, sich in eine Felsenhöhle zurückzog, die jetzt noch dem Wanderer gezeigt wird. Ein wegen seiner anmuthigen Lage bekanntes Dörfchen,

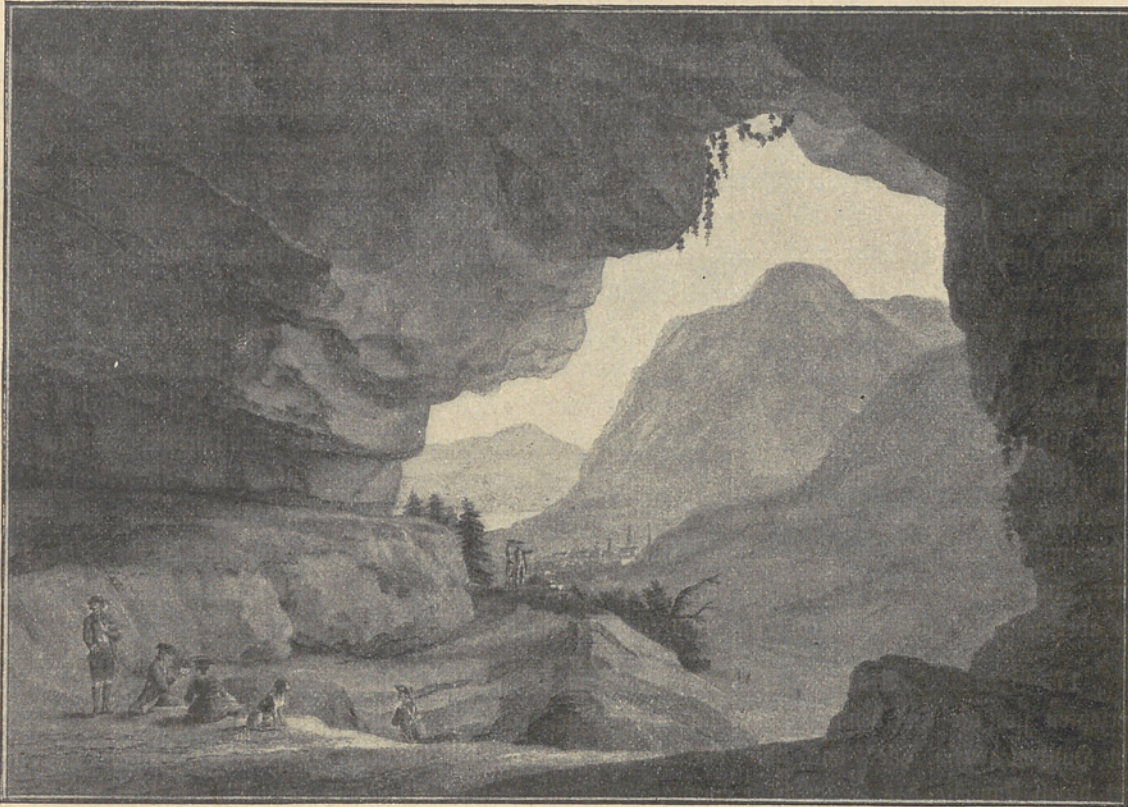


J. H. Meyer. f.

Drachenhöhle.

Weyler genannt, fing an öde zu werden, seine Einwohner flüchteten, und es bekam den heutigen Namen: Dedweil. In der ehemals fruchtbaren Gegend wiederhallte nur noch das traurige Sammergeschrei unglücklicher Menschen und tägliche Trauerscenen vermehrten Schrecken und Grauen. Ein Volk, das sonst vor keinem Feind zitterte und nur zu siegen gewohnt war, mußte den täglichen Verwüstungen seines einheimischen Feindes zusehen, und noch gräßlichere Schreckensbilder erwarten. Strutt von Winkelried war der einzige, der sich erbot, Unterwalden von seinem gefräßigen Feinde zu befreien. Ritterlicher Muth und ein mit einem Schafpelze umwundener Spieß sind seine einzigen Waffen. Diesen stößt er dem Ungeheuer in den offenen Rachen und ruft seinen bekümmerten Mitbrüdern Triumph zu. Aber auch Strutt

fand seinen Tod: Allein, er starb als Held, der den segensvollsten Dank seines Vaterlandes und ewige Unsterblichkeit in seinen Jahrbüchern mit sich zu Grabe trug. — Die That geschah im Jahr 1250. Sie war an der Allwegskapelle durch ein Freskogemälde dargestellt! Dieß Kunstwerk ist nun zertrümmert — und zwar durch ein weit gräßlicheres vielköpfiges Ungeheuer, das ganz Unterwalden in ein trauriges Dedweil umwandelte. Wird einst die zertrümmerte Kapelle wieder neuerbaut, so mag die Drachengeschichte als passende Allegorie zugleich für die neuere Zeit dienen. „Nur sollte dann statt des Spießes mit dem



Innenansicht der Drachenhöhle. Gemälde von Wolf.

Schafpelz der fränkische Frybaum dem Ungeheuer in den Hals gestoßen werden," sagte lachend ein Unterwaldner.

14. Holzloch. In der hier dargestellten malerischen Schlucht mit dem schäumenden Mehlbach haben zahlreiche Franzosen den Tod gefunden, indem sie theils von den zu beiden Seiten postirten Schützen niedergeschossen, theils von herabgerollten großen Steinen erschlagen wurden.

15. Papiermühle im Holzloch, am See gelegen. Hiezu aus den Notizen des Verfassers folgendes:

Nachdem diese Mühle rein ausgeplündert worden, sammelten am Tage nach der Schlacht die Franzosen die ungeheure Zahl ihrer Toten, die in der Nähe der Papiermühle ins Gras gestreckt wurden, füllten das Haus mit diesen Cadavern an, und steckten es in Brand, so wie die nächst dabeistehende Kapelle und einige Nebengebäude. Der pestilenzialische Gestank dieser flammenden Catacombe erfüllte bis Alpnach hinauf dergestalt die Atmosphäre, daß dieselbe mehrere Tage durch fast unausstehlich blieb.

16. Dallenwyl, eine Stunde hinter Stans, an der Straße nach Engelberg. Die Franzosen gelangten beim Herabsteigen vom Großächerli zuerst nach Dallenwyl. Meyer bringt mit Bezug auf den Kampf auf jenen Alpen hier folgende Notiz an:

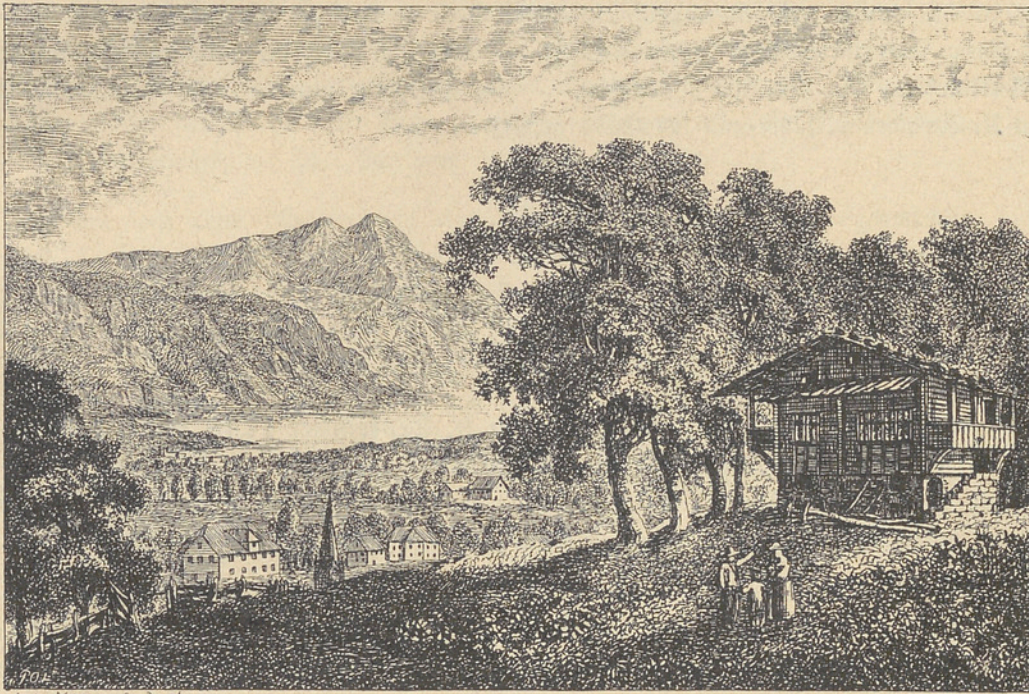
Zwei Helden zeichneten sich an dem blutigen 9. September vor allen übrigen auf dieser Alpenhöhe aus: Johann Joseph Turrer (Durrer) und Franz Joseph Zoller, sein Stiefbruder. Zoller, ein großer, untersehter Mann und zugleich geübter Scharfschütze, ward von der Landsgemeinde als Anführer auf Großächerli beordert. Gegen die vorrückenden Franzosen stand er immer an der Spitze seiner kleinen Schaar, neben ihm sein Bruder. Als sie am frühen Morgen den Feind erwarteten, stampften beide vor Wut und Erbitterung gegen diese alles Völkerrecht höhrenden Fremdlinge. In einer Alphütte wurde der Gottesdienst gehalten, aber Zoller schaute vor Ungeduld immer umher. Alles auf der Anhöhe geriet nun in Alarm. Mit erschrecklichen Stimmen gaben die Helden sich das Vermzeichen. Bald flogen die Kugeln des an Zahl mächtigeren Feindes den Unterwaldnern um die Köpfe. Mehrere dieser fielen. Die beiden Brüder aber hielten bei einer Stunde noch Stand, nebst einem jungen Sepli Zoller, der ihnen die Schießgewehre lud. Zoller wurde endlich an einem Arm bleffirt und mußte sich zurückziehen. Turrer aber, umringt von wüthenden Feinden, und sich selbst überlassen, bot ihnen noch über eine Viertelstunde Trutz, bis endlich auch er, aber immer fechtend, weichen mußte. Im Herabsteigen traf er auf eine Schaar Weiber, mit Keulen bewaffnet, die er zum Fliehen ermahnte, ihren Rücken deckte, und so ihr Retter ward. Turrer, ein Schreiner, ist Vater von acht Kindern. Zoller konnte ein ganzes Jahr nicht mehr arbeiten; beide aber wurden durch die größten Gefahren hindurch beim Leben erhalten.

17. Buochs. Als eine Colonne der Brigade Mainoni Nachmittags gegen Buochs anrückte, widersetzten sich die Dorfbewohner unglücklicher Weise, da doch schon der Hauptfleck Stans in feindlichen Händen war. Dies hatte die völlige Einäscherung des schönen Dorfes zur Folge. Die ganze Nacht durch flammte das Feuer hoch empor, die Berge waren mit Rauch umhüllt. Am folgenden Tage setzten die Franzosen mitten in die Ruinen des Dorfes mit unmenschlichem Spott den dürrn Freiheitsbaum: Ici nous planterons la liberté! riefen sie lachend. — Das Dorf Beckenried, eine Stunde von Buochs, blieb von der Einäscherung verschont, wurde aber fast ganz ausgeplündert. Mloys Geißer, ein Landammann von Beckenried, drang zum Commandant Mainoni vor, versprach Auslieferung der Waffen und eine Summe Gelds, und erkaufte die Gnade, daß das Dorf nicht verbrannt wurde. Freilich mußten die Bewohner desselben nun all ihr Eigenthum den großmüthigen Verschönern überlassen. Wirklich erholten sich dieselben hier von den Müheligkeiten des glorreichen Tages. Die schöne Kirche wurde geplündert — die lustigen Gallier kleideten sich zum Scherz als Priester und Kapuziner, als Bauern und Weiber an. Was an Vieh vorhanden war, wurde getötet und am Feuer gebraten. Der Hant wurde zur Feuerung gebraucht, weil er lustig flammte. Den Bäumen wurde das Obst entriffen, und aller

Ueberfluß zuletzt ins Wasser geworfen. Gedörrtes Fleisch, Butter, Käse und alle übrigen Lebensmittel wurden dergestalt verdorben, daß die übermüthigen Verschwender zuletzt selbst darben mußten. Eine Summe von 10,000 Gulden, die der Statthalter von Matt vom helvetischen Direktorium zu Vorkehrungen für das verödete Unterwalden mitgebracht hatte, wurde daher zum Unterhalt der fränkischen Truppen verbraucht.

18. Stanferthal gegen Buochs.

19. An der Rnyre am Stanferberg (hiezü Bild). Liebliches Bildchen mit dem unter Nufsbäumen malerisch gelegenen Häuschen des Maria Gut. Folgende Angabe Meyers bezieht sich auf dasselbe: Sie ist die Hütte eines wackern, unerschrockenen Mannes, Maria Gut. Ein Held für Wahrheit



L. K. Meyer f. 20 nat.

Knyre ob Stans.

und Recht, konnten ihm seine Feinde nie etwas anhaben. Auch dem Tod im Schlachtfeld entging er, ungeachtet er immer da war, wo es am strengsten zuging. Seine Hütte wurde von einem Glenden — denn leider gab es dergleichen auch in Unterwalden — den Mordbrennern bezeichnet; vorüber giengen sie dieselbe mit der brennenden Fackel — um unwissend die Hütte des Verräthers in Brand zu stecken. Maria Gut, der redliche, unterlag aber bald dem innern Gram über dem Glend seines Vaterlandes.

Diese zwei letzten Bildchen sind die hübschesten der ganzen Sammlung, die Aussichten von der „Rnyre“ und der „Huob“, den Gütern am Fuß des Stanferhorns ob Stans, aber auch wirklich reizend, und gehören zu den schönsten, die man um den Vierwaldstättersee herum genießen kann. Man sieht da

auf die Ebene von Stans und Buochs und auf den Vierwaldstättersee hinunter, über denselben den Rigi. Rechts und links schließt das Buochserhorn und der Bürgen das Panorama ab. Die Schönheit dieser Landschaft hat Meyer zu folgendem Exkurs begeistert:

Wie klein, wie nichts wird auf einem solchen Standpunkt alles, was die Stolzen und Uebermüthigen der Erde großes zu thun wähen — wie kindisch erscheint da ihr Toben und Wüthen — im Anblick der Werke einer Allmacht, die nur eines Hauches bedarf — um den elenden Mückenschwarm zu vernichten, der sich anmaßt, Brüder von einem und ebendenselben Geschlechte zu zertreten! Darum denken Bewohner der Berge oft so groß! — Gewohnt von Jugend auf, nur das Erhabenste zu sehen, — Freiheit auf den Anhöhen zu athmen, — Todesgefahren mit jauchzendem Muth entgegenzugehen, — sich von niemandem befehlen zu lassen, als von ihrem biedern Geradsinn und von selbst gewählten Regenten, — befremdet es den Apler, wie es möglich sei, einem Volke Ketten zu schmieden, das mit der ganzen Welt in gutem Einvernehmen zu stehen wünscht, — aber den Tod der verhassten Sklaverei vorzieht. Elende Verläumdung also ist's: nur Dummheit, — nur Priesterinfluzenz — und Fanatismus habe das Volk von Unterwalden verführt und ins Elend gestürzt!

VI.

„Charakterzüge von Menschen, die am 9. September 1798 durch das grausame Schicksal Unterwaldens merkwürdig geworden.“ (S. 79 ff. d. Mfr.:B.) Unter diesem Titel hat der Verfasser des Bandes eine Reihe von interessanten Erlebnissen und Schicksalen einzelner Personen zusammengestellt, die das traurige Ereignis charakterisieren. Wir lassen einiges daraus folgen:

Müller, Oberst der 14. Halbbrigade.

Der Verfasser läßt sich folgendermaßen vernehmen:

Meine Verhältnisse in Winterthur (so erzählt ein Freund, Pfarrer Appenzeller, der mir die Nachrichten über Müllern mitgetheilt hatte), wo ich in eben demselben Hause eine Hofmeisterstelle bekleidete, in welchem Müller beinahe ein Vierteljahr lebte, setzten mich in die angenehme Lage, diesen Mann als Hausgenossen, Tisch- und Spielgesellschafter, als Freund, mit dem ich täglichen Umgang pflog, ziemlich genau kennen zu lernen. Manche Stunde verbrachte ich in vertraulichem Gespräch mit ihm, da er mit kindlichem Glauben, Sinn und Gefühl an allen denjenigen hing, die des Vaterlandes Jammer beklagten, ohne eben Schreier zu sein, oder sich als öffentliche Gegner und Feinde der damaligen politischen Ungeheuer anzukündigen.

Müller, gebürtig von Straßburg, in seinem letzten Lebensjahr (1799) ein Mann von ungefähr 48 bis 50 Jahren, hatte schon in seiner Gestalt etwas anziehendes und Liebe einflößendes. Von schönem,

langem Wuchse, lichten, großen, blauen Augen, dunkeln Haaren, kurzer aber wohlgebildeter Nase und einnehmendem Munde, wußte er Kinder und Erwachsene sogleich zu gewinnen. Offenes, zutrauliches, deutsches Wesen mit französischer Artigkeit verbunden, herrschten in seinem ganzen Benehmen. Ich erschrad immer bei der Einquartirung französischer Offiziere, aber als Müller ins Zimmer trat, war auch nicht eine Seele im ganzen Hause, die ihn nicht sogleich lieb gewonnen hätte. Dieser Mann nun war an der Spitze der Legion noire als ihr Oberster und Anführer unter Schauenburgs Oberbefehl im Jahr 1798 in die Schweiz gekommen. Entsetzt ging vor dieser Kotte her. Man hatte die schrecklichste Vorstellung von ihr, da sie meist aus einem Corps von gefangen gesehnenen, zur Galeere bestimmten Banditen, zusammengelesenen Taugenichtsen bestand. Dennoch schlug unter den dunkelbraunen Röcken dieser zu den desperatesten Wagestücken gebrauchten Soldaten hie und da noch ein fühlendes Herz. Uebrigens hatte dieses Corps keinen Sold. Plünderung war sein einziges Erhaltungsmittel, und es war im Grunde nach dem großen Plünderungssystem, das Frankreichs revolutionäre Regierung einführte, wohl manchem Schwarzen keine Gewissenssache, dem Beispiel seiner Regierung zu folgen. Von welchem politischen Glauben aber Müller, der Obrist dieser Kotte, war, zeugt folgendes als hinlänglicher Beweis, mit welchem Auge er die Revolutionärs, die sich „Patrioten“ nannten, betrachtete.

„Ich kam nach Thun (erzählte mir einst Müller) und logierte mich eigenmächtig, nebst noch 10 Offiziers, in das Haus des reichen, aber als Revolutionär sehr renomierten Unterstatthalters Dezi ein. — Meine Anrede, die meine Offiziers zu lachen machte, hielt ich an den Subpräfect ungefähr so: „„Ich habe gehört, daß Sie ein Freund der Freiheit und Gleichheit, der Menschenrechte und der großen Nation seien, die nun als Ihre große Freundin gekommen ist, Sie von dem Joche der Tyrannei zu erlösen. Ihre patriotischen Gesinnungen sind mir, wie Ihre Vorliebe für meine Truppen und wie Ihr Haß gegen Bern bekannt. Bei niemand kann ich mich so wohl, als diese Herren da, die mich begleiten, einlogieren, als bei Ihnen, dem Sachwalter der neuen helvetischen Freiheit. Ich und mein Stab bleiben da, — nehmen Sie uns als gute Bekannte auf.““ Und da Dezi große Augen machte, fuhr ich fort: „„Ich weiß, daß das Oberland in der Nähe ist, wo vortreffliche Berghasen, Rebhühner und Rehe zu bekommen sind. Es fehlt auch nicht an Geflügel und Wildpret aller Art in der Nähe von Thun und dem Simmenthal — Ihr See soll die besten Hechte und Lächse und Ihre Bäche die besten Forellen enthalten. — Ich höre zudem, daß Sie eine Ausnahme von den gewöhnlichen Republikanern machen, das heißt ein artig Vermögen besitzen — dieß alles zusammen genommen, Bürger Statthalter! läßt mich erwarten, daß Sie unsere Mahlzeiten patriotisch bestellen, und nächst dem besten inländischen Wein uns auch einige Sorten vom besten Burgunder und Champagner aufstischen werden!““ „Dezi mußte herschaffen, was er hatte. Nach drei Tagen erst kam er zu mir, und sagte: daß es ihm weiter unmöglich sei, alles aufzubringen; er werde ruiniert u. s. f. — Da sprach ich zu ihm: Er sei ein verfluchter Aristokrat; wenn er nicht abgesetzt werden wolle, so solle er herschaffen, bis auf den letzten Solz; das seien ja eben die Menschenrechte, die Freiheit und der Schutz des Eigentums, den Frankreich bringe — die Patrioten aber müßten das ihrige hauptsächlich dazu beitragen!“

Müller sagte mir oft: „Ich schäme mich, mein lieber Freund! der Exekutor einer so jämmerlichen politischen Schwärmerbande zu sein, wie unsere und Eure Regierung ist; — ich glaube aber,“ fügte

er dann wieder gutmüthig hinzu, „Eure Patrioten und Freiheitschreier sind eher Narren, als Bösewichter — denn wo ich einen solchen antreffe, fehlts entweder im Kopf oder im Beutel!“

Ich lernte Müllern erst nach dem Ueberfall von Unterwalden kennen (fährt mein Freund in seiner Erzählung fort). Ich erinnere mich noch der unverstellten Rührung und Wehmuth ganz lebendig, die ihn ergriff, wenn man von ungefähr darauf zu sprechen kam. Sein Herz litt unaussprechlich bei den Greueln des 9. Septembers. Er widersetzte sich oft mit Lebensgefahr den Brutalitäten seiner wüthenden Legion, die wie losgelassene Tiger rasete. Aber nie erwähnte er aus Bescheidenheit seiner menschenfreundlichen Thaten. Wenn man ihn auch darauf führte, so war eine sanfte Röthe und ein liebliches Lächeln das einzige Zeugnis seiner edeln Handlungsart in jenen Schreckenstagen. „Ich habe nichts gethan,“ sagte er etwa, „als eine simple Pflicht — es schmerzt mich, daß meine Autorität nur wenig Uebel und Unglück im Sturm der Verheerung verhindern konnte. Meine Worte waren in Wind und an eiserne Mauern gesprochen; hatte ich hie und da auch etwas gerettet, so kam es doch nachher durch die mir nachfolgenden Streiter wieder um. Der Offizier war bei dem ungeheuern Verlust, den seine Untergebenen durch Tod und Wunden erlitten, nicht mehr Meister seiner Bataillone, die in zerstreuten Truppen und Haufen wie wilde Tiere das Land ohne Führer durchzogen und wie losgelassene Ungeheuer alles, was ihnen in Weg kam, zerfleischten oder in Brand steckten. Erst in Stans gelang es mir, nachdem die Wuth der Soldaten sich einiger Maßen gelegt hatte, fernere Greuelthaten zu verhüten.“

Müller war in Stans bei der Familie Jann zur Krone einquartirt — er schützte dort nicht bloß die Besitzer dieses Gasthauses, sondern er bot jedem seine hülfreiche Hand, der ihm seine Klagen vorbringen konnte; — wo es immer in seiner Gewalt lag, half er; — an seinem Arm führte er die Töchter des Wirthshauses zu den Bäckern und Fleischern, um sie vor Mißhandlungen zu schützen, wenn sie etwa Lebensmittel außer dem Hause aufbringen mußten und sich nicht getrauten, allein auszugehen. Schlechtes Volk aus Obwalden, das den Soldaten, die von Plünderungen aller Arten, von Hausgeräthen und Bettzeugen und Mobilien chargirt waren, und sich damit weder befassen konnten, noch wollten, um einen Spottpreis abhandeln, ließ er ruhig dies Gestohlene auf Wagen laden, sobald sie dieselben aber wegführen wollten, augenblicklich arretiren. Ein Trommelschläger mußte bekannt machen, daß jedermann in Stans, der auf diesem Wagen etwas von seinem Eigenthum entdecken würde, dasselbe wieder zu Handen nehmen könne. Die Pferde mußten in seiner Gegenwart ausgespannt, und alles, was auf dem Wagen sich befand, wieder abgeladen werden. So verschaffte er manchem Unglücklichen wenigstens einen Theil der ihm geraubten Habe wieder. Dafür ist sein Name in Stans jezt noch geehrt und in segensvollem Andenken theuer geachtet.

Müller hatte wegen seiner mehr oder weniger bekannten Denkensart über die damaligen Gewalthaber von Frankreich und der Schweiz viele Feinde bei der Armee; da sie seinem Charakter nichts anhaben konnten, so mußten sie ihn, weil sie keine Beweise für seinen Aristokratismus darzulegen wußten, dennoch dulden. Erst als Schauenburg abgerufen ward, und dem General Massena das Oberkommando übertragen wurde, gelang es einem seiner bedeutendsten Feinde, dem Escadronschef B., ihn verdächtig zu machen. Da begann Müllern das Leben sauer zu werden. In dieser Gemüthsstimmung kam er nach Winterthur.

Es war im Frühjahr 1799, als Massena den Feldzug gegen die österreichische Armee im Vorarlbergischen eröffnete. Die 14. Halbbrigade sollte wieder die Avantgarde bilden, und Müller rüstete sich zum Aufbruch. Die Zweideutigkeit seiner politischen Gesinnung wurde nun durch die Verleumdung, daß er ein muthloser Soldat sei, daß es ihm an Tapferkeit fehle, erhöht. Da sprach er am Abend vor seiner Abreise an unserm Tische: „Ich habe genug gelebt! Man macht mir den Vorwurf, ich sei ein Feiger! Das ist zu viel! Ich werde zeigen, daß ich den Tod nicht scheue!“ Wir machten ihm alle Vorstellungen und baten ihn dringend, sich ohne Noth nicht in Gefahr zu begeben, sondern ruhig zu sein, wenn er seine Pflicht erfüllt habe. „Das ist es eben,“ fuhr er fort, „warum ich den Tod suche; ich kann unmöglich länger bei einer Armee bleiben, auf welcher der Fluch der Menschheit lastet! Ich habe keine andere Pflicht mehr zu erfüllen, als meine Ehre zu retten, daß ich kein Muthloser sei, und dann noch die Sorge für meine alte Mutter.“ Er sprach dies alles mit einer so edlen, großen Resignation, daß wir den fühlenden Mann in diesen Augenblicken wegen seiner Geistesstärke bewunderten, und nun nicht weiter in ihn drangen. Und nun bat er Herrn Ziegler, seinen Hauspatron, seine Effekten von Werth und Bedeutung aufzuheben. — Er schenkte Herrn Zieglers Tochter zu einem Andenken an ihn eine Toilette von Mahagony mit silbernen Kapseln, und hinterlegte etwas zu 100 Louisd'ors an Geld an die Adresse seiner Mutter in Straßburg, mit der Bitte, ihr diese Summe und übrige Habseligkeiten, sobald die Nachricht von seinem Tode uns kund werde, zuzusenden. Er nahm von uns Abschied, wie ein frommer Sterbender von seinen Geliebten scheidet. „Wir finden uns doch einst wieder, wenn wir auch hier nicht uns wiedersehen,“ sagte er unter herzlichen Umarmungen.

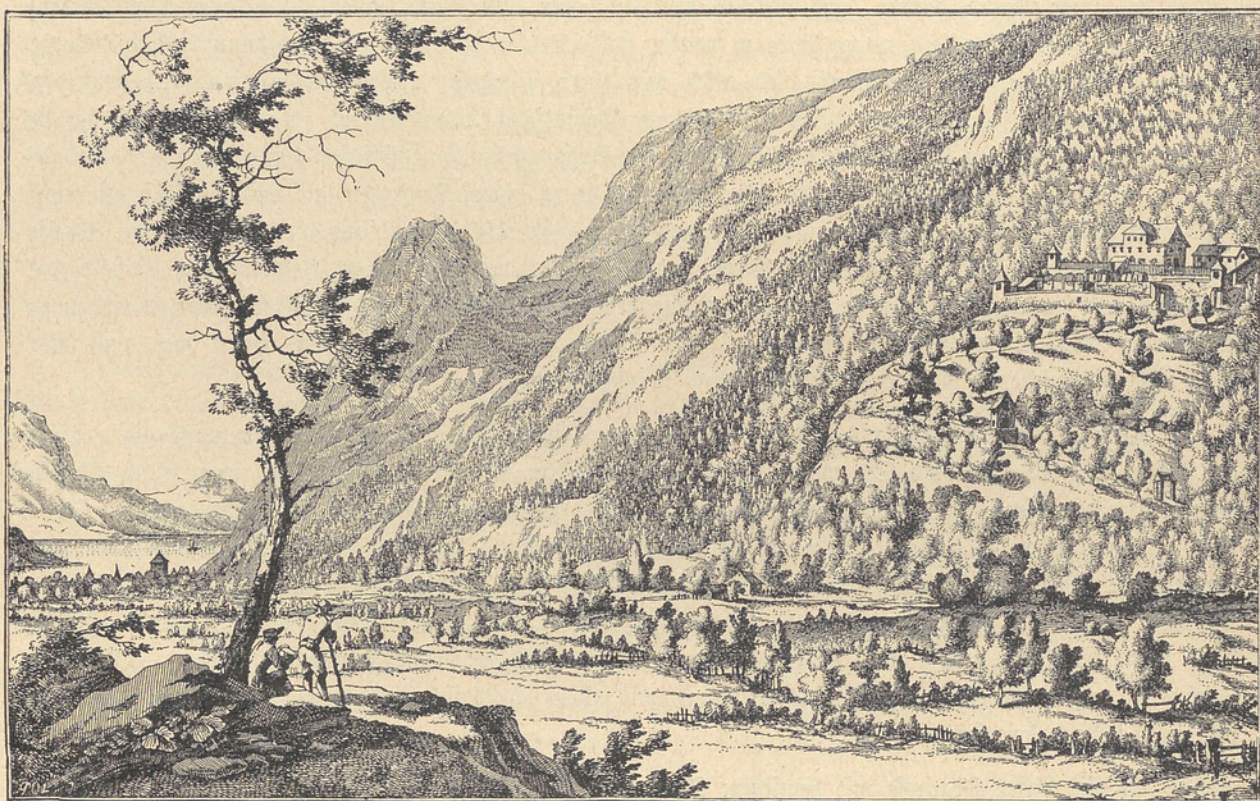
Noch von Werdenberg aus, wenige Stunden vor seinem Tode, schrieb er in deutungsvollem Sinn an Herrn Ziegler: „Erfüllen Sie meine Wünsche gegen meine Mutter!“ Fünf Tage nach seiner Abreise von Winterthur gieng schon das dumpfe Gerücht: Obrist Müller sei nach dem Rheinübergang bei Feldkirch an der Spitze seiner Halbbrigade getödet worden. Die Kunde seines Todes brachte uns bald darauf sein getreuer Bedienter Philipp, der mit den beiden ledigen Pferden zurückkam. Eine Kanonentugel hatte Müllern die Brust durchrissen, und er fiel, schnell getödet, von seinem Pferde auf den Boden. Sein Fall hatte die Folge, daß seine Leute zurückwichen, und erst späterhin Feldkirch einnahmen. Müllers Leichnahm wurde von den österreichischen Offizieren mit allen militärischen Ehrenzeichen zu Grabe getragen und in Feldkirch beigesezt.

So fiel dieser Franzose mit deutschem Sinn und Herzen! Er war ein Mensch unter Unmenschen! Seine edeln Handlungen mildern den Schauer über die Greuel, die in Unterwalden begangen wurden, und seine verklärte Seele darf sich ruhig den Seelen derer nähern, die an jenem entseßlichen Tage für ihr Vaterland sich opferten!

Franz Aloys Keiser, Präsident des Gemeinderaths zu Stans.⁶⁾

Dieser gemäßigte, von jedermann geschätzte Mann, war unter der vorigen Regierung Landssekretär. Als Vorsteher des Gemeinderathes war er entschlossen, den siegenden Feinden entgegen zu gehen, und sie zu bitten, das Land mit weiterem Mord und Brand zu verschonen. Sein Haus öffnete er vielen

in Stans als einen Zufluchtsort, weil er selbst keinen Theil an der Insurrektion genommen, und deshalb Sicherheit und Schutz von den Franzosen hoffte. Allein im nämlichen Moment, da er sich den einziehenden Siegern näherte, wurde er und sein Begleiter, Alexander Leo, durch Flintenschüsse getödtet, sein Haus gestürmt, und alle, die sich in dasselbe geflüchtet hatten, neun Personen an der Zahl, gemordet. Sodann ward eben dieß Haus (das „Leuische“) am folgenden Tage, da die Wuth der Schlacht schon vorüber war, zur Lust noch in Flammen gesetzt. Man hat diesem edeln Mann, dessen friedliebende Seele nicht aus Menschenfurcht, auch nicht aus Neuerungssucht der Insurrektion selbst nicht beigetreten war, aber



J. B. Bullinger .

Bergli, Landgut der Familie Keyser am Bürgen.

alles that, das Schicksal seines Vaterlandes zu mildern, auf dem Kirchhof ein würdiges Monument errichtet.

Clara Jann.

Clara Jann, eine der Töchter des Gasthauses zur Krone in Stans, ergriff weder Sense noch Keule, aber sie focht mit Waffen, die sie zur Retterin vieler Unglücklichen machten. Was auch aus ihr

werden würde, sie entschloß sich, in ihrem Hause zu bleiben und da zu thun, was ihr in den Augenblicken der Noth ein guter Geist einflöhe. Sie hatte am Morgen jenes unglücklichen 9. September im nahen Tempel für ihr Vaterland gebetet. Ahnend das wie ein Waldwasser einbrechende Unglück, eilte sie heim, und da das furchtbare Geschrei der Mörder und der armen aus der Kirche fliehenden Schlachtopfer, und das Donnern des Geschützes die Hallen des Tempels erschütterten, verbarg sie sich im ersten Schrecken mit ihren Schwestern oben im Hause. Bald aber wagte sie es, durch eine Fensteröffnung auf den Platz herab zu schauen, wo fliehende Weiber und Kinder und schwache Greise ohn' alles Erbarmen niedergemetzelt wurden. Mitten in diesen Greuelzenen, die ihre ganze Seele erschütterten, bemerkte sie einen Soldaten, der mit Gefahr seines eigenen Lebens eine Frau rettete, die ein Kind auf dem Arme trug: „Es gibt unter diesen Unmenschen auch Menschen,“ rief Klara ihren Schwestern zu. „Wenn wir nur so glücklich wären, diesen Chasseur in unser Haus rufen zu können, so hätten wir viel für uns und andre gewonnen!“ Es glückte ihr, durch Rufen und Winken diesen Wackern ins Haus zu ziehen, und dadurch ihren Zweck zu erreichen.

Als der Chef der 14. Halbbrigade, Müller, bald darauf in der Krone sein Hauptquartier aufschlug, hatte Klara vollauf Gelegenheit, Gutes zu bewirken. Durch naive Beredsamkeit, beständig frohscheinendes Wesen, und daß sie der französischen Eitelkeit zu schmeicheln wußte, erhielt sie von den Offizieren, was sie nur wollte. „Ich konnte manchmal selbst nicht begreifen, wie ich zu dieser Frohlaune, zu dieser Dreistigkeit, alles zu sagen, was ich nur wollte, in einem Zeitpunkt kam, wo mein Herz zugleich von den traurigsten Gefühlen zerrissen wurde,“ sagte sie nachher, „aber sobald ich merkte, wodurch diese Leute am sichersten zu gewinnen waren, wurde es mir immer leichter, durch dies Mittel zu helfen.“ — Den menschenfreundlichen Müller machte sie augenblicklich durch ihre unbefangene Offenheit zu ihrem Freund. Als die mordbrennerischen Horden, da das ganze Thal schon in Rauch gehüllt war, nun auch noch den Hauptflecken in Brand stecken wollten, nahm sie Müllern bei der Hand, zog ihn ans Fenster und sagte mit wehmuthvollem Ernst: „Schauen Sie doch umher, ist des Unglücks noch nicht genug?“ Müller saß augenblicklich wieder zu Pferd, und verhütete ferneren Brand. Als am folgenden Morgen Ludwig Frunz, der Anführer der Unterwaldner, gebunden ins Hauptquartier zur Krone gebracht wurde, und einige Offiziere ihn mit „Canaille“ bewillkommneten, ging Klara im Angesichte aller dem Unterwaldischen „Insurgenten-Hauptmann“ entgegen, klopfte ihm auf die Schulter, und grüßte ihn als Kommandant. Darauf wandte sie sich an Müllern und fragte: was er als braver Mann und Held wohl gethan haben würde, wenn die Unterwaldner in sein Land eingefallen wären? — Müller fühlte das vollgewichtige dieser naiven Frage, befahl den Kommandant loszubinden, bot ihm ein Glas Wein dar und lobte seine Tapferkeit. Ein andermal brachten die Soldaten einen der ehemaligen Rätthe, indem sie glaubten, einen Priester gefangen zu haben. Der gute Mann hatte die Augen voll Wasser. Mit freundlicher Ehrerbietigkeit lief ihm Klara entgegen, und sagte dann lächelnd zu Müllern: „Sie werden doch diesen Rathsherrn nicht für einen Geistlichen ansehen?“ — Müller wurde zornig auf die Soldaten und gab den Unschuldigen sogleich frei.

Katharina Nisi, geborne von Matt.

Diese wackre Frau, eine der wohlgebildetsten Unterwaldnerinnen, entfloh von Stans, ihrem Wohnort, hochschwanger, mit mehreren andern auf den Bürgenberg. Da sie sich auch da von den Franzosen nirgend

sicher glaubte, so begab sie sich an den südlichen Rand des Gebirges, wo sie sich in die Klust einer hohen und steilen Felswand verbarg. — Am 9. September, als sie den Rauch von allen Seiten aus den Thälern emporsteigen sah, kam sie vor Schrecken in Kindsnöthen und gebar ohne alle Beihülfe einen Sohn. Tage und Nächte vergingen, ehe sie aufgefunden wurde. Clara Fann, ihre Freundin, die ihre Umstände kannte, ließ sie durch einen Mann, dem sie eine Flasche Wein und Brod mitgegeben hatte, überall auffuchen. Der Mann entdeckte sie endlich am dritten Tag, da sie ihren Säugling an der Brust hielt, und dem gänzlichen Verschmachten nahe war. Er erquickte sie dann mit der Gabe ihrer Freundin und führte sie in eine noch stehen gebliebene Hütte, wo sie gepflegt wurde. Als die Geschichte ihrer Niederkunft bekannt wurde, wollte General Schauenburg eine Großthat begehen und schickte ein paar Unteroffiziere auf den Berg, das in den Felsen geborne Kind nach Stans abholen zu lassen, damit er in der Kirche als sein Taufpathe figurieren könne. Aber Katharina ließ dem General durch die Boten sagen, sie würde sich eher zerreißen lassen, als daß sie ihr Kind einem Franzosen übergeben würde. Dieß sei auch ganz ihr Ernst gewesen, erzählte mir diese wackere Mutter selbst, weil sie damals keine Todesfurcht mehr hatte, und sie nichts anders hätte voraus sehen können, als lebenslängliche Verachtung ihres Kindes bei ihren Landsleuten, falls sie in das Begehren des französischen Generals eingewilligt haben würde.

Der Ehemann der Katharina von Matt, Kaspar Joseph Risi, der Vater des in den Felsen gebornen Kaspar's, stand als Scharfschütze bei Kirsitzen, am Fuße des Bürgenberges. Als dieses Dörfchen, nicht ohne harten Kampf und starken Verlust der Feinde, von den Franzosen erobert und in Mische gelegt wurde, mußten sich die Vertheidiger von Kirsitzen über die steilsten Felsen wegflüchten. Risi und seine Kameraden kletterten an die sogenannte „Maas“ herab, fanden da glücklicherweise noch ein Schiffchen, in das sie sich warfen, und nach Brunnen überfuhren. Von da setzten sie ihre Flucht durchs Muotathal, über die Einöden des glarnerischen Klönthals, des Sernstthals, des Weisstannenthals, bis nach Feldkirch fort, wo sie in die Legion Roverea traten, um ferner gegen die Franzosen zu sechten. Mit dem kaiserlichen Heer Erzherzog Karls kam Risi 1799 nach Zürich und schlug sich immer tapfer, wo es Gelegenheit gab. Indes wurde dieser wackre Mann in seinem Vaterland auf die Liste der Rebellen gesetzt. Man stieß seine Frau mit ihren Kindern aus ihres Mannes Hause, verkaufte dasselbe um den halben Preis an einen Patrioten, und zog seine Güter ein. So oft die gute Katharina Briefe bekam, hatte auch das revolutionäre Gericht Wind davon und dann wurde sie zur Verantwortung gezogen. Als im Oktober 1801 die glückliche Veränderung in Bern vorfiel, und Reding zum ersten helvetischen Landammann erwählt wurde, wagte sich Risi, von Sehnsucht nach Weib und Kindern getrieben, wieder heim. Zum ersten Mal sah er da sein am Tage der Schlacht in den Felsen gebornes Wunderkind.

Ludwig Fruonz, Hauptmann am 9. September.

Dieser Mann ist derjenige, der auf Fürsprache der Clara Fann von Obrist Müller freigesprochen, aber dann von revolutionären Menschen verrathen, und auf Befehl vom helvetischen Direktorium in die Casematten von Narburg geworfen wurde. Dieser Mann hat die Achtung aller seiner biedern Landsleute, ungeachtet er ein armer Fischer ist. Da er bei einem der ehemaligen Schweizerregimenter in Frankreich 18 Jahre lang gedient hatte, so drang man in ihn, bei der Insurrektion eine Hauptmannsstelle anzunehmen.

Er hätte aber lieber gewünscht, als Gemeiner für sein Vaterland zu fechten. Er erzählte mir, daß er am 9. September zweimal (in Stansstad) im größten Kugelregen gewesen, aber unverfehrt geblieben sei. Auf seinem Posten habe er ausgehalten, da noch einzig drei Mann bei ihm zurückgeblieben wären. Endlich aber sei er zum Fliehen genöthigt worden, habe sich vom Pferd geworfen, und so sei er im Begriffe gewesen, gegen die Lopperalp zu laufen. Auf dem Felde zwischen Stansstaad und dem Rozloch habe ein Chasseur, in einem Graben stehend, seine Flinte geladen und auf einen fliehenden Priester gezielt. In diesem Augenblicke habe er selbst über den Graben springen wollen, sei dem Franzosen auf den Kopf getreten, und so glücklich hinübergekommen. Durch diesen Zufall sei der Geistliche gerettet worden, der Franke habe nun auf ihn selbst gezielt, doch, ohne ihn zu treffen.

Wir fragten den Hauptmann Fruonz, ob er nicht unter dem Oberbefehl des Kapuziners Paul Styger gestanden. Dieß schien er recht übel zu nehmen. Er und seine Mitstreiter, sagte er halb unwillig, haben aus eigenem Antrieb für die Freiheit ihres Vaterlandes gefochten. Wenn es nicht in den Herzen der meisten Unterwaldner gelegen wäre, lieber zu sterben, als dasselbe so ohne Vertheidigung den Franzosen preis zu geben, so hätten die Beredungen eines Kapuziners wenig genügt.

Joseph Maria von Büren.

Dieser wackere Knabe in einem Alter von kaum 7 Jahren, kam in der Morgenfrühe des 9. Septembers mit seiner Mutter und vier Geschwistern nach Stans, wo sie sich bei wohlbekannten Leuten in einem Keller zu verbergen suchten. Als das wüthende Gemehel auf dem Plage vor der Kirche anging, wagte sich der Kleine von Neugierde getrieben, heraus. Die Mutter bangte für sein Leben und bat eine Magd, ihm nachzugehen und ihn zurückzubringen. In eben diesem Augenblick dringen die Mörder gegen das Haus. Die entgegengeschickte Magd und noch eine andre Person werden von Flintenschüssen durchbohrt. Furchtlos aber drängt sich der Knabe in die wüthenden Horden hinein, hängt sich an den Schwanz des Pferdes eines Offiziers und läßt mit Bitten und Schreien nicht nach, bis er stille hält. „Was willst du, Kleiner?“ — „Komm und hilf meiner Mutter!“ — „Wo ist sie?“ — „Ich zeige sie dir, wenn du mir versprichst, daß du sie nicht töten willst!“ Der Edle versprach's, ließ sich von dem guten Kind ins Haus führen, wo Mutter und Geschwister verborgen waren. Diese, sammt allen noch übrigen Hausgenossen, wurden dadurch gerettet.

Joseph Currer (Durrer) und seine Tochter.

An jenem grauenvollen Tag, ungefähr gegen 12 Uhr, stürzten einige Franzosen in das zwischen Stans und Stansstad gelegene Haus, die Gehrenmühle genannt. Unter fluchendem Gespött rissen sie in der Wohnstube ein Kreuzifix von der Wand und traten es mit Füßen. Klara, die Tochter Currers, des ehrlichen Greisen, saß bebend vor Schrecken am Tisch, ihr Kind in den Mutterarmen. Die Wüthriche ergriffen das junge Weib (Frau von Anton Lussy, dem Gehrenmüller) und forderten sie auf, ihnen zu folgen. „Eher wähle ich den Tod, als daß ich Euch folge!“ antwortete sie mit Entschlossenheit. Einer der Soldaten entblößte den Säbel und hielt ihr die Schneide desselben vor den Hals. „Töten könnt ihr mich,“ rief sie mit erhobener Stimme, „aber mit Euch gehe ich nicht!“ — Da rissen sie das junge,

schöne, zwanzigjährige Weib mit wüthender Gewalt die Treppe hinunter, aber indem sie ihren abscheulichen Unfug mit ihr treiben wollten, wand sie in der höchsten Anstrengung ihrer jugendlichen Kräfte sich von den Bestien los. Im Zurückfliehen ins Haus hinein, schoß ihr einer eine Kugel in die Seite, die plötzlich das Herz traf. Klara sank nach wenigen Athemzügen todt vor den Füßen der Mörder nieder.

Die Wirthin zu Buochs.

Die Frau des Wirths zu Buochs, Tochter eines Landammanns Christen, Mutter von sechs Kindern, war am schrecklichen Abend der Einäscherung von Buochs daheim in ihrem Hause. Ein Chasseur drang mit offenem Säbel wüthend ins Gemach. Die Mutter mit den Kindern fällt flehend dem Unmenschen zu Füßen. Allein da war kein Erbarmen. Er hatte die Grausamkeit, erst die Kinder vor den Augen der Mutter — und dann die Gnade, sie selbst abzuschlachten.

Dieser Chasseur soll hernach als Verwundeter ins Hospital der Insel zu Bern gekommen sein — wo er in Anfällen von Raserei immer die flehende Mutter zu Buochs mit ihren Kindern vor sich sah.

Johann Melchior Würsch, Kunstmaler.

Melchior Würsch, dieser als Mensch wie als Künstler schätzenswürdige Mann, wurde zu Buochs geboren. In Luzern lernte er bei Maler Suter die Malerei, die er dann in Einsiedeln bei Anton Kraus von Augsburg vervollkommnete. In Rom besuchte er die französische Akademie. Hernach reiste er in der Schweiz herum und malte viele, zum Theil recht schöne Bildnisse nach dem Leben. Im Jahr 1768 wurde er als Professor der Zeichnung auf die neuerrichtete Akademie der Malerei und Bildhauerei nach Besançon berufen. Später erhielt er eine öffentliche Lehrstelle für das Zeichnen zu Luzern.

Jetzt gedachte der redliche Würsch den Abend seines mehr mühevollen als angenehmen Lebens in seinem stillen väterlichen Thal noch bei seinem Bruder zuzubringen. Die schrecklichen Tage brachen zerstörend über sein Vaterland los. Mainonis Brigade, die auf ihrem Zuge nach Buochs und Beggenried, da schon das ganze übrige Land in Rauch und Flammen verhüllt war, unglücklicher Weise von den Unterwaldnern angegriffen wurde, nahm schreckliche Rache an dem schönen Dorfe Buochs. Würsch, der blinde 72 jährige Greis, setzte sich neben seinen Bruder auf die Bank vor der Thüre des Hauses, in der Absicht, um Verschonung des unglücklichen Dorfes zu flehen. Er glaubte, sein ehrwürdiges Aussehen und sein demuthvolles Bitten würden die Krieger erweichen. Aber Barbaren werden durch Kennen der Güte nur wüthender. Sie ergriffen den blinden Mann, stießen ihn ins Haus hinein, steckten dasselbe mit Feuer an, und indem der Bruder sich noch durch eine Hintertüre retten konnte, wurde der blinde Greis von den Flammen verzehrt und unter den Trümmern des in Asche verwandelten Hauses begraben.

Maria Anna Barmettler geb. Kengger.

Von dieser 19jährigen jungen Frau, die kaum das Wochenbett verlassen hatte, ihrem neugeborenen Kindlein und dessen Großmutter Elisabeth Kengger erzählt Meyer am Schlusse dieses Abschnittes die bedauernswerthen Erlebnisse von jenem Tag, die sich jedoch nicht zur Wiedergabe in diesem Blatt eigneten. Mutter und Großmutter erduldeten die schwersten Mißhandlungen jeder Art, bis zuletzt beim dritten Ueberfall durch französische Krieger M. A. Barmettler erschossen wurde. Ihr junger Mann war zuvor

wahrscheinlich in der Aa ertrunken. Die jungen Eheleute wohnten nämlich an diesem Fluß zunächst am Landsgemeindeplatz zu Wyl. Das Haus wurde in Asche gelegt, und es gingen die übrigen Hausbewohner mit in den Flammen unter. Einzig die Großmutter E. Kengger konnte sich mit dem Kindlein nach dem Bürgen retten, wo sie 3 Tage lang herumirrte. Sie erhielt mit Mühe das Kind am Leben, indem sie ihm aus einem ihrer Schuhe Milch und Wasser zu trinken gab. Am 12. September endlich wurde Frau Kengger in der Krone zu Stans menschenfreundlich aufgenommen. Clara Jann nahm das Kind auf ihren Arm, brachte es den fränkischen Offizieren, die daselbst logirt waren, unter die Augen und erzählte mit furchtloser Freimüthigkeit die entsetzliche Geschichte seiner Mutter. Sie standen vor ihr wie Bildsäulen und konnten kein Wort sprechen; man sah die Rührung ihrer Herzen auf ihren Gesichtern geschrieben. So erzählt uns J. H. Meyer. Unter den Trümmern der Brandstätte an der Aa fand man den Schädel der M. A. Barmettler, den man an den Spuren der Säbelhiebe auf der Stirn zu erkennen glaubte. Derselbe wurde mit M bezeichnet und im Weinhaus zu Stans gewissermaßen als Reliquie aufbewahrt.

VII.

„Beweise der Hochachtung und Theilnahme gegen das unglückliche Unterwalden in menschenfreundlichen Handlungen ab Seite vieler Partikularen der Schweiz, des deutschen Auslandes und vorzüglich der Stadt Zürich“ (S. 119 ff. d. Mittr.-B.). Der Verfasser unseres Bandes hat sich für die Hülfsleistung in jener Zeit ganz besonders interessirt, theils seines menschenfreundlichen Sinnes, theils auch seiner besondern Stellung wegen, welche er bei der eben damals gegründeten Zürcher. Hülfsgesellschaft einnahm. Er führt unter diesem Titel zunächst an, daß der in Nidwalden durch den Ueberfall der Franzosen durch Brand, Plünderung und anderweitige Zerstörung am Eigenthum der Bewohner gestiftete Schaden auf 1,497,606 alte Schweizer Franken geschätzt und daß zu etwelcher Deckung desselben, von Seite der helvetischen Regierung eine allgemeine Liebessteuer im ganzen Schweizerland veranstaltet worden sei. Der Ertrag der letztern wird nicht angegeben, dagegen mitgetheilt, daß in den Zürcher. Stadtkirchen Sonntag den 4. November 1798 die Kirchensteuer folgendes Ergebnis geliefert habe:

| | | | |
|---------------------|----------|-------|---|
| Groß Münsterkirche | fl. 1753 | l. 18 | ferner eine goldene „Steckguf“. |
| Fraumünsterkirche | „ 438 | „ 6 | |
| S. Peterskirche | „ 3061 | „ 29 | 20 Lot an Silber, alten Münzen und Medaillen. |
| Predigerkirche | „ 870 | „ 4 | } NB. Die ehemals zur Stadtgemeinde gehörigen Kirchen Kreuz, S. Jakob, Spannweid lieferten ihre Gaben an ihre eigenen Municipalitäten ab. |
| Waisenkirche | „ 468 | „ 1 | |
| Französische Kirche | „ 63 | „ 6 | |
| Sa. fl. 6654 l. 24 | | | |

Daneben aber ging die Sammlung von freiwilligen Gaben durch das ganze Land, bei welcher sich namentlich die Städte Zürich, Winterthur, St. Gallen, Bern und Basel durch großmüthige Theilnahme auszeichneten.

Schon unterm 6. Oktober legten die Bürger Baumgartner und Fellenberg über die Verwendung dieser Gaben in einem Bericht Rechenschaft ab. Zschokke, der auch als Geschichtsschreiber für diese Zeit von besonderem Interesse ist, war helvetischer Regierungskommissär in Nidwalden, und seine Berichte enthalten viel Interessantes und zeichnen sich namentlich aus durch ihr objektives und unparteiisches Urtheil über die damaligen Verhältnisse. Ein interessanter derartiger Bericht ist auch derjenige des Diakon Gefner, damaligen Pfarrers am Fraumünster in Zürich, über seine Sendung nach Unterwalden wegen der in Zürich, Winterthur und St. Gallen gesammelten Kleidungssteuer, mit welcher indessen auch Baarbeträge eingegangen waren. An anderer Stelle bringen wir einen Auszug aus diesem Bericht, welcher den Eindruck wiedergibt, den Gefner mit Bezug auf die Ursachen der damaligen Vorgänge in Unterwalden empfangen hatte. Hier ist aus demselben noch mitzutheilen, daß Gefner den Unterwaldnern mit Bezug auf die Unparteilichkeit bezüglich der Vertheilung der Gaben ein sehr günstiges Zeugniß ausstellte. „Bei der Aufnahme der Listen,“ sagt er, „war uns die Unparteilichkeit rührend, womit uns von denen, die wir befragten, hundert andere, nur sie selbst nicht, als der Gaben würdig und bedürftig genannt wurden. Es war beschämend für uns, in diesen Gegenden aufgenommen zu werden wie Männer, die Gott zum Trost des Elends geschickt hätte, und rührend zu sehen, wie die Leute euren wohlthätigen Sinn segnen und herzlich hätte ich jedem aus euch die Freude gönnen mögen, es mit anzusehen, wie einigen, denen in unserer Gegenwart von euren Kleidungsstücken gegeben wurden, die Thränen des Dankes so schön in den Augen glänzten, wie sie sich von oben bis unten ansahen und ausriefen: nein, es ist doch wie für uns gemacht, liebe Herren, wir wollen gewiß täglich für die guten Leute in Zürich, Winterthur und St. Gallen zum lieben Gott beten u. s. w.“

Es ist hier noch einer besondern Hülfsleistung Erwähnung zu thun. Die Zürcher. Hülfsgesellschaft erhielt ein vom 31. Mai 1802 datirtes Schreiben des Kaplans von Stansstaad, Valentin Fann, in welchem die Noth dieser Gemeinde mit Hinsicht auf die Zerstörung ihrer Kapelle, des Pfundhauses und der Schule geschildert wird. Dieselbe sei aber ganz außer Stande, diese Lokalitäten wieder herzustellen und seit drei Jahren in Stansstaad nicht möglich, Religionsunterricht zu genießen und Schule zu halten. Der katholische Priester wendete sich daher an die Zürcher. Hülfsgesellschaft mit dem Ersuchen, eine Beisteuer zum Wiederaufbau der Kirche und Schule zu senden. Und was geschah nun? Der edle Vorsteher der Hülfsgesellschaft, Hirzel, setzte dieses Schreiben, begleitet mit einer rührenden Einladung, in verschiedenen vidimirten Abschriften durch die Hand der Mitglieder bei allen Menschenfreunden in Zürich in Umlauf und am ersten Versammlungstag im Juli legte die Gesellschaft eine Summe von 234 Gulden zusammen. Allein bei diesem hatte es noch nicht sein Bewenden. Der über den Zweck, dieser armen Gemeinde zu einer Kirche und Schule zu verhelfen, entzückte Kunstmeister Bürkli, bewirkte auch bei der Centralhülfsgesellschaft in Bern aus dem Erlös seiner Gedichte eine Summe von 300 Gulden, und da jene Gesellschaft auch das ihrige beitragen wollte, so vermehrte sie diese letztere Gabe noch mit 200 Gulden. — So entstand die Kapelle in Stansstaad und das Schulhaus — und die Vorsteher der Gemeinde schrieben's zum ewigen Andenken in ihr Jahrbuch, wem sie die Wiedereinführung des öffentlichen Gottesdienstes und des Schulunterrichts zu danken haben!

Meyer schildert bei diesem Anlaß auch die noch in andern Richtungen sich geltend machende Menschenliebe und Hülfssthatigkeit der Bevölkerung Zürichs, welche zu beobachten er als damaliger Vor-

steher der zürcherischen Militärspitäler besondere Gelegenheit hatte und welche in der That ins Großartige ging. Er stellt dabei folgende Betrachtung an:

Schauenburgs Armee, zerlumpt und ausgehungert, hatte sich nach und nach, wie ein schleichender Polyp durch alle Theile der flacheren Schweiz verbreitet, — die Ordonnateurs und Commissarien schrieben Contributionen, in denen sie Millionen forderten, aus, — alle öffentlichen Magazine und Vorrathshäuser mußten geöffnet werden; dennoch blieb die Armee den Einwohnern zur Last, sie mußte dieselbe beherbergen, speisen und tränken. Die guten Schweizer behandelten ihre oft sehr insolenten Gäste gleich anfangs mit einer Gastfreundlichkeit, die diesen Fremdlingen recht wohl behagte, und sie so daran gewöhnte, daß sie nur gar nicht mehr sich einkaserniren lassen wollten, auch von nun an sich so gut einnisteten, daß sie mehrere Jahre durch nichts mehr wegzubringen waren. In jenen Tagen, da der Krieg dreier Mächte immer an unsern Grenzen wüthete, Dörfer und Saatengefilde und kostbare Waldungen in Wüsteneien umgewandelt wurden, vergaß das gute Schweizerland den Gedanken an Feinde, es sah nur leidende Menschheit in den armen Schlachtopfern des Krieges und erbarmte sich inniglich.

Schauenburg hatte durch seine Handlung in Unterwalden alles, was noch einen Funken von Gerechtigkeits- und Menschlichkeitsgefühl in seiner Brust nährte, aufs tiefste empört. Grauen und Entsetzen ergriff die Menschheit. Man sah durch Schauenburg in Unterwalden die Thaten der Cortes und Pizarros in Mexiko und die Greuel der Vendée in Frankreich wieder erneuert. Wäre dieses Entsetzen in Wuth und Rachelust übergegangen, wahrlich, Schauenburg und seine Armee hätten Noth gehabt, dem Gewitter zu entgehen, aber schöner und des unterdrückten Schweizervolks würdiger, wandelten sich Schauder und Entsetzen, abwendend den Blick von den Uebelthätern, in Liebe, Hochachtung und Erbarmen um, gegen unsere alten braven, eidgenössischen Brüder in Unterwalden. War es den schlauen Maßregeln der fremden Uebermacht gelungen, jenen Unglücklichen alle Beihülfe abzuschneiden, so sollte ihnen doch jetzt das thätigste Mitleiden nicht mangeln.

* * *

Es kann auffallen, daß in dem Meyerschen Band mit keinem Wort Heinrich Pestalozzis und seiner menschenfreundlichen Thätigkeit für die Waisenkinder in Stans gedacht ist, da für uns dieselbe im Vordergrund der mannigfaltigen Hülfeleistung für das unglückliche Land steht. Dies kommt wohl daher, daß Pestalozzi damals in Zürich durchaus nicht so geachtet und anerkannt war und auch seine Berrichtungen in Stans keineswegs allgemeine Billigung fanden. Die fast ausnahmslos katholische Bevölkerung verstand ihn nicht und wohl die von ihm unterrichteten Kinder, nicht aber deren Eltern, kamen ihm mit Liebe entgegen. „Als ich,“ erzählt H. Bshofke (W. Kayser: S. H. Pestalozzi, S. 126), „im Frühjahr 1799 im Auftrag der Regierung nach Stans kam, ging niemand mit Pestalozzi um. Man hielt ihn für einen gutmüthigen Halbnarren oder armen Teufel. Darum spazierte ich öfters Arm in Arm mit ihm, recht absichtlich und den spießbürgerlichen Hoheiten zum Trotz, verrichtete nicht selten Kammerdienerarbeit bei ihm, bürstete ihm Hut und Rock und mahnte ihn an die schief geknüppte Weste, ehe wir im Publikum erschienen.“

Pestalozzis Werk in Stans blieb auch ein unvollendetes. Den 7. Dezember 1798 hatte er sein Amt angetreten und im Juni des folgenden Jahres besetzten die Franzosen das Frauenkloster, wo er sein Armenhaus eingerichtet hatte, und machten ein Lazareth daraus. Die Kinder verließen die Anstalt und

wurden bei Verwandten und Freunden untergebracht, Pestalozzi aber ging nach Gurnigel, wo er die dringend nöthige Erholung suchte.

Er war durch diesen Zusammenbruch seiner Hoffnungen auf das tiefste erschüttert; in ergreifender Weise offenbart er sich seinem Freunde Gefner. „Aber denke dir,“ schreibt er, „du kennst mich, denke dir, mit welchen Gefühlen ich von Stans wegging. Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, rastlosen Nächten endlich Land sieht, Hoffnung des Lebens athmet und sich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermessliche Meer geschleudert sieht, in seiner zitternden Seele tausendmal sagt: warum kann ich nicht sterben? — und sich dann doch nicht in den Abgrund hinabstürzt und dann doch noch die müden Augen aufzwingt und wieder umherblickt und wieder ein Ufer sucht, und wenn er es sieht, alle seine Glieder wieder bis zum Erstarren anstrengt — also war ich, Gefner! Denke dir alles, denke dir mein Herz und meinen Willen, meine Arbeit und mein Scheitern — mein Unglück und das Zittern meiner zerrütteten Nerven und mein Verstummen. — So, Freund! so war ich in diesem Zeitpunkt des Scheidens von Stans und bei meiner Ankunft in Bern.“ (Am angeführten Ort, S. 127.)

Pfarrhelfer F. J. Gut in seinem bereits citirten Werk urtheilt recht ungünstig über Pestalozzis Wirken in Stans, bei aller Anerkennung übrigens für seine Person und seine spätern Leistungen im Schulwesen. Seine Aussprüche sind bezeichnend für die im Unterwaldner Volk und besonders bei seiner Geistlichkeit vorherrschenden Anschauungen. So schreibt er u. a.: „War das nicht ein Fehlschuß vom Direktorium ohne gleichen, oder vielmehr eine böswillige Maßnahme, als es den protestantischen Pestalozzi in das katholische Nidwalden, welches jüngst um seines Glaubens willen im Felde gestanden, als Jugenderzieher sendete und ihm zwanzig Waisenfinder unterordnete?!“ —

VIII.

„Denkzeichen der Hochachtung gegen das unglückliche Unterwalden in malerischen und poetischen Werken.“ (S. 129 ff. d. Mskr.=B.) Unter dieser Überschrift stellt Meyer eine Reihe von Bildern, mit beigegebenem Text in Poesie oder Prosa zusammen. Es sind dies meistens Arbeiten, welche damals erstellt und verkauft worden, um damit Mittel zur Unterstützung der nothleidenden Unterwaldner zu beschaffen. Bei den meisten derselben haben Meyer und seine Freunde ihr Bestes geleistet. Des beschränkten Raumes wegen können wir in diesem Neujahrsblatt diese Werke nur kurz berühren und nur einige wenige der Bilder als Proben aufnehmen, obschon dieselben zum Interessantesten im Sammelbände gehören. Es sind folgende:

1. Werner von Stans, oder das unglückliche Unterwalden am Ende des 18. Jahrhunderts, in 12 Gefängen, von Jakob Schweizer, Pfarrer in Embrach, mit 12 Kupfern von F. H. Meyer. 1. Hälfte Winterthur, 1802. Leider blieb die 2. Hälfte, in welcher der Krieg der Unterwaldner geschildert werden sollte, aus. In den vorhandenen sechs Gefängen ist die Haushaltungsgeschichte eines Mannes aus Unterwalden, von redlicher, altschweizerischer Denkungsart, seiner Tochter Maria, Gotthold's ihres Verlobten, und Werners, ihres Vaters, des Helden des Gedichts, und seines jüngeren Sohnes Hermann, geschildert. Es war dem Verfasser darum zu thun, die einfache, schlichte

Denkungsart der Unterwaldner vor dem Krieg, die damals von Vielen durchaus verkannt wurde, zu kennzeichnen. Die von Meyer selbst gezeichneten und radirten Bilder sind meist nach wirklichen Gegenden gezeichnet, wie z. B. das letzte, eine Landsgemeinde zu Wyl an der Aa bei Stans darstellend.

2. Geschichte einer Schweizerkuh und ihres Kälbleins in 5 Bildern vorgestellt und allen Stiftern und Befördern der neuen helvetischen Freiheit gewidmet, gemalt und mit Text versehen von David Hef. Es ist dieses eine höchst geistreiche Satyre auf das Vorgehen Frankreichs gegenüber der Schweiz. Die Schweizerkuh ist die schweizerische Eidgenossenschaft und ihr Kälblein Nidwalden, und es wird da geschildert, wie fremde Gäste die ruhig wiederkäuende Kuh, nachdem sie derselben mit schönen Worten und Liebkosungen geschmeichelt hatten, melken, mißhandeln und zuletzt sogar abschlachten, nachdem zuvor schon das Kälblein unter dem Beil des Fleischers erlegen war. „So gilt es nicht!“ hatte es im Norden und Osten herübergetönt, „laßt die Kuh gehen! auch wir trinken gern Milch!“ Es waren die Oesterreicher und die Russen, welche den zuerst Bekommenen, den Franzosen die Kuh wieder entreißen wollten, was derselben neue Qualen bereitete. Aber umsonst! Die Kuh mußte schließlich den ersten Gästen erliegen und das letzte Bild zeigt uns, wie drei französische Offiziere oder Beamte die besten Stücke in einem Kessel kochen und sich daran erlaben. „Arme Schweizerkuh,“ so lautet der Text zu diesem Bilde, „so mußt du denn geopfert werden; wohl krönt ein trauriges Ende das angefangene Werk der Bosheit. Die fremden Gesellen, nachdem sie dich zu Tode geplagt und gemolken, bereiten jetzt das Henkermal aus deinen magern Ueberbleibseln.“ Diese Satyre gibt getreu wieder die Auffassung, welche am Anfang dieses Jahrhunderts mit Bezug auf das Verhalten Frankreichs gegenüber der Schweiz in der Stadt Zürich, vorherrschte. Die Arbeit ist von D. Hef eigens für diesen Sammelband erstellt und dem Verfasser desselben geschenkt worden. Sie wurde bis jetzt noch nie publizirt. Die zwei besten der Bilder (Nr. II und IV) mit dem ebenfalls von D. Hef verfaßten Text haben wir an die Spitze des Neujahrsblattes gestellt. Die Hefische Arbeit hat nicht nur dieses Textes wegen, sondern auch künstlerischen Wert.

3. Das Vater Unser eines Unterwaldners, erfunden von J. Martin Usteri, ausgeführt und in Tuschanier geätzt von Markwart Woher in Basel, 1803. Die Originalzeichnungen dieses Kunstwerks erschienen zum ersten Mal in der öffentlichen Kunstausstellung von 1800 in Zürich und fanden damals großen Beifall. Auch Usteri schenkte J. H. Meyer eines der schönsten Exemplare des Werks für seinen Band. In 7 Bildern wird die traurige Geschichte des Unterwaldner Ueberfalls dargestellt, in der Weise, daß je ein Bild zu einem Spruch des Unser Vaters paßt und mit einer Erklärung versehen ist. Z. B. wird in Nr. III das Plündern und Brennen der französischen Soldaten dargestellt und darunter steht: Die Szenen des Jammers sind über das arme Ländchen eingebrochen, auch die Hütte unseres Aelplers brennt, durch Verrätherhände angesteckt, sein Sohn ist erschlagen, er selbst liegt verwundet am Boden und spricht voll Ergebung: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.“

Dieses Werk Usteris gehört zu seinen besten und künstlerisch bedeutendsten. Die Blätter I, II, III und IV sind umstehend aufgenommen.

4. Drei Blätter von Ludwig Hef, dem Landschaftsmaler. Das erste zeigt uns die Trésorerie nationale: die aus dem Lande fahrende Kriegskasse der Franzosen, welche die Schätze aus der Stadt Zürich und aus den Komunen und Klöstern, welche gebrandschatzt worden waren, wegführt, daneben laufen französische Soldaten und allerlei Gefindel, welche geraubtes Vieh und andere Beute weg-

führen. Die Zeichnung ist sehr fein und noch nirgends publizirt worden. L. Heß war anfänglich ein Freund der Einmischung der Franzosen in die schweizerischen Angelegenheiten gewesen, in der letzten Zeit vor seinem im Jahr 1800 erfolgten Tod von diesen Illusionen aber gründlich geheilt worden. Das zweite und dritte Bild, Plünderung, Requisition und Frohndienst in dem freien Helvetien und die Auswanderung schildern uns die damals im Lande herrschende Not und Bedrückung durch die Franzosen in ergreifender Weise. Im erstern wird hingedeutet auf das große Schanzenwerk, welches der General Andreossi im Winter 1799 auf 1800 nach der zweiten Schlacht von Zürich auf dem Zürichberg erstellen ließ. Zu diesen Arbeiten wurden die Bewohner einer großen Zahl von Zürcher. Ortschaften mit Gewalt requirirt. Der Verschönerungsverein von Zürich hat soeben die Ueberbleibsel dieses Werks,



Aus dem Unser Vater von M. Usteri. (I.)

Früher Morgen: Die Herden gehen auf die Weiden; der alte Aespler tritt mit seinem muntern Enkel vor seine Hütte; der rings um ihn auf Höhen und im Thal verbreitete Segen stimmt seine Seele zu dankbaren Empfindungen, und er betet:

Vater unser, der Du bist in dem Himmel, geheiligt werde Dein Name!



Aus dem Unser Vater von M. Usteri. (II.)

Die Revolution ist auch in Unterwaldens friedliche Thäler eingedrungen; das Gerücht der täglich vorgehenden Neuerungen verbreitet sich auf den Alpen; ungläubig eilt der Vater mit seinem Enkel ins Thal, und kommt gerade zur Errichtung eines Freiheitsbaumes; — traurig überzeugt eilt er auf seine Alpe zurück und seufzt:
Zu uns komme Dein Reich!

die sogenannte „Franzosenbatterie“, durch Erstellung von Wegen zugänglich gemacht, und gedenkt ein Denkmal zur Erinnerung an die Schlachten von Zürich auf derselben zu errichten. Die beiden letztern Blätter wurden zum Besten der durch die Revolution und den Krieg verarmten Schweizer verkauft.

5. Ein Blatt von B. A. Dunker, Maler in Bern, während der Anwesenheit der französischen Armee in der Schweiz feilgeboten: Aesop's Fabeln oder Geschichte der helvetischen

Revolution. In witziger Weise werden die Hauptmomente der Revolutionszeit in Fabeln dargestellt. Z. B. ein Wolf richtet seine lüsternen Blicke gegen ein an der gleichen Quelle wie er trinkendes Schaf und wirft demselben vor, ihm, der sich weiter oben befindet, das Wasser zu trüben. Darunter liest man: Die Schweiz reizt Frankreich zum Krieg.

6. Zwei Blätter Handzeichnungen zu einem im helvetischen Revolutionsalmanach erschienenen Freiheitslied von Bürger Suter, damal. Präsident des helvetischen Großen Raths, gezeichnet von dem Verfasser dieser Sammlung, und zum Besten der durch den Krieg und die Revolution Beschädigten verkauft von der Zürich. Hülfsgesellschaft, 1800. Suter war ein begeisterter Anhänger der Helvetik und hatte sich zu einem etwas überschwänglichen Gedicht, in welchem er das



Aus dem Unser Vater von M. Usteri. (III.)

Die Szenen des Jammers sind über das arme Ländchen eingebrochen; auch die Hütte unseres Nelpers brennt, durch Verrätherhände angesteckt; sein Sohn ist erschlagen, er selbst liegt verwundet am Boden, und spricht voll Ergebung:

Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel!



Aus dem Unser Vater von M. Usteri. (IV.)

Er hat alles verloren, und wankt nun, auf seinen Enkel gestützt, unter den Ruinen umher und sieht zu Gott:

Gieb uns heute unser tägliches Brod!

Glück der durch die Franzosen befreiten schweizerischen Bevölkerung schildert, inspirirt gefühlt. Meyer zeichnete zu den einzelnen Versen kleine Bildchen, welche die Rehrseite dieses Freiheitsglücks andeuten, so z. B. lautet die fünfte Strophe:

Am schönen Alpenkranz
Strahlt jetzt der Göttin Glanz
So sonnenhell
Vom Rhein bis zum Tizin,
Vom Jura bis zum Rhein.
Taucht eure Herzen ein
In Freiheitsquell!

Hiezu zeichnete Meyer ein Bild, darstellend das Stanserhorn, und am Fuß desselben die in Flammen stehenden Häuser der besiegten Nidwaldner. Die zwei Bilder sind eingefasst durch Rahmen, bemalt mit den Farben der helvetischen Regierung, roth, gelb und grün.

7. Einzelne Blätter aus den helvetischen Almanachs und einigen andern Zeitschriften, die Bezug auf das unglückliche Schicksal von Unterwalden haben. Auf dem ersten sehen wir die damalige Tracht der Männer und Frauen des Landes wiedergegeben. Dann folgen einige hübsche Landschaften, gezeichnet von Ludw. Heß (Tells-Kapelle, Kirsitzen, s. unser Bild, S. 18). J. J. Biedermann (Stansstad mit dem Pilatus) und Füssli (Stansstad). Ein weiteres, von Meyer selbst gestochenes Bildchen stellt uns etwas aus den oben (S. 35) geschilderten Erlebnissen der Elisabeth Rengger geb. Christen, der Mutter der A. M. Barmettler, dar.



B. Ziz del.

K. Eipps sculp.

Ich will dein Vater sein.

Die selbe war mit dem kleinen Enkel in einen Wald am Bürgen geflüchtet und trinkt nun das halbverschmachtete Kind aus einem ihrer Schuhe. Das hienebenstehende Bild: „Ich will dein Vater sein“ zeigt uns einen französischen Chasseur, der ein hilfloses Kindlein in Stans aus einem Zimmer, wo mehrere ermordete Personen am Boden liegen, aufhebt und sich seiner annimmt. General Schauenburg hatte einen geschickten Zeichner, B. Ziz, bei sich, um seine Heldenthaten in Nidwalden verewigen zu lassen. Nach der Zeichnung des Ziz hat nun H. Lips dieses Bild in Kupfer gestochen. Die Aeußerung des fränkischen Chasseur: „Ich will dein Vater sein“ ist wahr, immerhin entspricht die That nicht ganz den Worten. Der Chasseur trug allerdings das Kind in ein anderes Haus und wurde dadurch sein Retter. Meyer fügt seiner Erklärung bei: „Auch so ein Zeichen, daß es noch Menschen unter den Unmenschen gab“. Dieses Bildchen ist in diesem Neujahrsblatt aufgenommen, nicht um der an sich keineswegs bedeutenden That willen, sondern der feinen Zeichnung des französischen Schlachtenmalers wegen. In der bereits erwähnten Gedenkchrift des historischen Vereins in Stans ist ein weiteres gutes Bild dieses Künstlers: die Beschießung Stansstads von Kastanienbaum aus, aufgenommen. Ein weiteres Bildchen in dieser Abtheilung, ebenfalls von J. J. Meyer, stellt eine Szene dar, in welcher die Elisabetha Odermatt von Stans und ihre Kinder beim Brand der Häuser am Bürgenstock vorgeführt werden. Die merkwürdigen Schicksale dieser Frau wurden im Neujahrsstück der Zürcher. Hilfs-Gesellschaft von 1802 dargestellt, und es war die Zeichnung von Meyer als Titelblatt beigegeben.

8. Der Dankpsalm eines Unterwaldners, ein Gegenstück zum Vater Unser, gezeichnet von Mart. Usteri, gestochen von Laminit zu dem Taschenbuch Klio u. Eutherpe, Augsburg 1806. Diese Arbeit ist ganz ähnlich komponirt wie ihr Gegenstück. Martin Usteri hat auch dieses Werk dem Verfasser des Bands geschenkt und selbst mit Erläuterungen versehen. Künstlerisch ist dasselbe vielleicht noch werthvoller

als das Unser Vater. Einige Bilder sind ganz lieblich, und die Landschaften am Vierwaldstättersee aufs Beste wiedergegeben, so z. B. Nr. II, Die Rückkehr der aus dem Lande Geflohenen und Verbannten in Stansstad am 7. Januar 1802. Unter dem Bilde steht: Er schafft Recht denen, so Gewalt leiden, der Herr erlöset die Gefangenen. Ps. 147, 7. Ferner Nr. IV: Der Abzug der Franzosen aus den Waldstätten, denen die Unterwaldner mit erleichtertem Herzen nachsehen und aus tiefster Seele sprechen: Du hast Dein Volk erlöset gewaltiglich. Nr. I ist ein liebliches Landschaftsbildchen, Nr. I und IV sind hier beigegeben.



Aus dem Dankpsalm von M. Usteri. (I.)

Die unglücklichen Unterwaldner erhielten durch die Wohlthätigkeit edler Menschenfreunde einige Unterstützung an Geld, an Kleidern, Lebensmitteln zc. — Auch unser Aespeler mit seinem Enkel wird durch diese Liebesgaben erquickt. Ihre armselige Kleidung belehrt uns, wie notwendig sie der Hilfe bedurften. Mit Kleidungsstücken zc. versehen eilt der Alte, und mit ein paar Ziegen begabt hüpfet der Enkel freudig nach ihrem Aufenthalte. Froh über die empfangene Wohlthat richtet der Großvater dankend den Blick gen Himmel und betet:

Der Herr ist des Armen Schutz, ein Schutz in der Not. Ps. 9, 10.



Aus dem Dankpsalm von M. Usteri. (IV.)

Neue Freude für die Unterwaldner! — Die französischen Truppen verlassen (Sommer 1801) die Schweiz. Mit ihrem Abmarsche und der damit verbundenen feyerlichen Unabhängigkeits-Erklärung von Seiten Frankreichs, erhoben sich so viele Hoffnungen, Wünsche und Entschlüsse in dem Herzen des Ländlers! Voll dieser Gefühle sieht das Volk den Wegschiffenden nach. In den Bewegungen des Enkels zeigt sich der Entschluß, den gepriesenen ehemaligen glücklichen Zustand zu erkämpfen, während der Großvater dankvoll ausruft:

Du hast Dein Volk erlöset gewaltiglich.

Ps. 77, 16.

IX.

Schlußbetrachtungen. Als die Kunde von dem Ueberfall Nidwaldens in weitere Kreise gedrungen war, ging ein Schrei des Entsetzens durch die Länder. Sowohl im In- als im Ausland erregte die Art, wie hier ein treuherziges Bergvolf von seiner eigenen Regierung und der französischen

Invasionsarmee behandelt worden war, in vielen Kreisen einen wahren Abscheu, der sich in mannigfachen Aussprüchen Luft machte. Der Verfasser des Bandes giebt hievon eine Reihe von Proben, wovon einige hier folgen.

Als der helvetische große Rath vom Direktorium in Aarau aufgefordert wurde, nach der gewaltsamen Unterdrückung des Aufstandes zu erkennen: Die französische Armee und General Schauenburg haben sich um die helvetische Republik verdient gemacht, sagte der bereits erwähnte Conrad Escher, Mitglied des gesetzgebenden Rathes: „Auch ich ehre den Muth, womit die Armee den Aufstand in Unterwalden unterdrückt hat, und fühle ganz die schrecklichen Folgen, welche entstanden wären, wenn sie sich durch den hartnäckigen Widerstand hätte zurückschrecken lassen: Aber so sehr ich diesen Muth ehre, so sehr verabscheue ich diese unmenschlichen Grausamkeiten, welche unmittelbare Folgen des Sieges waren, und nie werde ich dazu meine Stimme geben, daß man von einer Armee erkläre, sie habe sich um unser Vaterland verdient gemacht, wenn sie solche Greuelthaten verübte, wie in Unterwalden vorgefallen sind. — Gerne hingegen trage ich darauf an, daß wir erkennen: Diejenigen fränkischen Offiziere, welche sich mit Muth und selbst Gefahr ihres Lebens der Wuth ihrer Soldaten widersezten und den Unmenschlichkeiten Einhalt zu thun trachteten, haben sich nicht nur um unser Vaterland, sondern um die Menschheit verdient gemacht!!“

J. C. Lavater schrieb an den Direktor Keubel schon im Monat Mai d. J.:

„Große Nation, das ist, Ihr Agenten derselben, Ihr hattet die unerhörte Frechheit, die freien demokratischen Kantone zur Annahme Eurer Konstitution mit truzender, hohnsprechender Waffengewalt zu zwingen, sie, die Jahrhunderte, ehe Frankreich an Demokratie dachte, demokratischer waren, als Eure kolossale Republik je werden kann. Ihr vergaßt Euch so sehr, sankt so tief in Ehrlosigkeit herab, über dieses friedliche, glückliche Hirtenvölklein wie Wölfe über eine Heerde Schafe herzufallen, — um ihnen ihre goldne Freiheit zu rauben, um ihnen, wie es ihnen dünken mußte, eine Freiheit in falschen Assignats aufzumorden.“

In den von Lavater nun im Herbst 1798 gehaltenen Predigten giebt er seinem tiefen Abscheu nicht weniger kräftigen Ausdruck.

Johannes von Müller war aufs Aeußerste entriistet, als er aus dem Ausland an einen Freund in der Heimath schrieb:

„Die unterwaldensche Atrocität, eine nicht so fast auf den Franzosen, als auf dem Direktorium zu Aarau haftende Blutschuld (jene waren von diesem gehezt), diese die ganze Bundesvergeßene und in Feigheit versunkene Nation infamirende Geschichte entscheidet mich ganz: Lang währte ich euere Regenten noch einigen Humanitätsgefühlen zugänglich, noch zu einigem Einlenken, zu einigem Vertragen mit altem Bieder Sinn geneigt; aber seit sie die blindwüthenden Schlächterhunde auf die stillen Lämmer in jenen friedlichen Auen hezen, seit alle Kantone die Flammen haben sehen, den ihre Brüder vernichtenden Donner haben hören können, ohne daß auch nur Einer die Nation zu Selbstgefühl aufgerufen, ohne daß nur Einer über der Blutrache zu sterben beschlossen hätte, da die Schamlosen zu Aarau wohl gar decretiren: das Blutbad sei ein Verdienst gewesen, da unsere alten Eidgenossen, Winkelrieds Enkel ohne ein einziges, freies Bemitleidungs- Bewunderungs- Theilnehmungs-Wort, ohne daß Fluch über ihre Feinde irgend erschalle,

den Weg ihrer edlen Väter gegangen sind, so bewahre mich Gott, ferner zu dem herabgewürdigten Volk gehören zu wollen, das dem allem zuschaut, und Regenten leidet, welche solche Dinge gebieten.“

Sogar aus Frankreich ertönten gewichtige Stimmen in diesem Sinne, wie eine Stelle aus dem *Mémoire sur le rapport fait sur la Conjuraton du 18. Fructidor* von dem französischen Kriegsminister Carnot zeigt:

„Würdige Macheiferer Geflers, haben die Triumvire auch die Nachkommenschaft Wilhelm Tells ausrotten wollen; durch sie ist der Tod des Tyrannen gerochen worden, ihm wurden die Häupter der demokratischen Familien zu Sühnopfern gebracht, sie sind in Bertheidigung des Eingangs ihres kleinen Gebiets, im Widerstand gegen die Entweihung ihrer Häuser gefallen; ihre erschrockenen Heerden sind in die Wüste geflohen; die Gletscher haben von dem Geschrei der Waisen, die der Hunger verzehrt, widerhallet; und die Quellen des Rheins, der Rhone und der Abda haben in alle Meere die Thränen der verzweifelten Wittwen geführt.“

In der französischen Armee, in der Schweiz selbst, nannte man die militärische Niederwerfung Nidwaldens: „l'expédition infame“.

Die abscheuliche Wuth der französischen Soldaten, die sich bei diesem Anlaß zeigte, ist einerseits durch die geringe Bildungsstufe, auf welcher dieselben zum großen Theil stunden, zu erklären; bei der „schwarzen Legion“ im Besondern stunden eine Menge schlimme Elemente, die, einmal losgelassen, vor nichts zurückschreckten, wenn es galt, ihrer Lust zu fröhnen. Ohne Zweifel hat auch die Hartnäckigkeit der Bertheidiger und die große Zahl der Opfer auf Seite der Angreifer ihren Zorn wachgerufen. Schauenburg, der dem Kampf ein baldiges Ziel setzen mußte, mag auch das Seinige dazu beigetragen haben, daß die Wuth der Soldaten so sehr gesteigert wurde. Er befand sich damals in einer nicht ganz leichten Lage: es gährte auch in andern Theilen der Schweiz, weshalb die Truppenkonzentration am Vierwaldstättersee nicht zu lange andauern durfte. Es galt in einem Tag mit den Unterwaldnern fertig zu werden. Es ist daher wohl möglich, daß die von ihm ausgegebenen Befehle der Mannschaft eine gewisse straflose Freiheit einräumten für den Fall, als sie die Unterwerfung des Ländchens rasch durchführen würden. Daß es Schauenburg sehr ernst war und er in seiner Rücksichtslosigkeit vor keinem Mittel zurückschreckte, wenn es zum Ziele führte, geht auch aus seiner Korrespondenz mit dem helvetischen Direktorium hervor.⁷⁾ Auch andere, mehr vorübergehende Ursachen mögen noch so verhängnißvoll auf die Stimmung der französischen Soldaten eingewirkt haben.⁸⁾

Daß die Nidwaldner ein so schweres Unglück über ihr Land gebracht haben, daran waren nicht am wenigsten die bereits oben genannten Geistlichen schuld, doch haben sie wohl in guten Treuen gehandelt: es war ihre Ueberzeugung, daß der uralte Glaube des Volkes gefährdet sei; es mochten daneben auch ihre persönlichen Interessen ein wenig in Gefahr sein. Darüber hinaus hatten sie wenig Verständnis für die in Betracht kommenden Verhältnisse, konnten namentlich die geringe Kraft der Unterwaldner und das Verhältnis derselben zu der Macht des Gegners nicht beurtheilen. Es ist selten gut, wenn sich die Geistlichen zu Lenkern des Staatswesens aufwerfen; es giebt hiefür auch andere Beispiele in der Schweizergeschichte. Die von einigen der Priester versuchte Flucht ist ein etwas dunkler Punkt, doch wollen wir ihnen dieselbe nicht zu hoch anrechnen, da sie auf erfolgte Aufforderung wieder zurückkehrten und dann das Schicksal mit dem Volke theilten. Ueber das Verhältnis beider zu einander und auch über den

Charakter der Nidwaldner enthält recht interessante Betrachtungen der bereits oben (S. 36) erwähnte Bericht des Diakon Geßner, der sich darüber folgendermaßen ausspricht:

„Es ergab sich auch aus allen unsern Nachforschungen, daß das gute Volk allerdings hauptsächlich durch die Mißleitung seiner Geistlichen die Aufforderung zur Eidleistung als etwas ansah, was ihre Religion stürzen wolle. Dies ward ihnen zur Ueberzeugung, und dies befeuerte ihren Muth; denn das Volk dieser Gegend hat eine Religionstreue, welche Ehrfurcht einflößt und die sich weise dünkende Gleichgültigkeit gegen Religion sehr beschämt. Daß sie nicht lichtvollere Begriffe haben, daß ihnen darum abergläubische Vorspiegelungen so leicht beigebracht werden können, das ist des Volkes Schuld nicht; es würde mit eben der Treue geläuterte Wahrheit festhalten, wenn sie auf dem Wege des Herzens seinem Verstande beigebracht würde; auch die standhafte Treue am Irrtum ist heilig, wiesern dieser für reine Wahrheit gehalten wird. Dazu kam noch ein persönliches inniges Attachment an seine Lehrer, das bei diesem Volk in ausnehmendem Grade gefunden wird. Einige derselben haben unter dem Volk ein absolutes Zeugnis der Rechtschaffenheit und der frommen Tugend. Daher auch jetzt noch, nachdem man sich so oft irre geführt sieht, nachdem von allen Seiten ein nur zu lautes und unbedingtes Geschrei gegen Pfaffenstrug erhoben wird, dennoch die Stimme der Ehrfurcht und der dankbaren Liebe für sie spricht, obgleich ein belehrendes, freundliches Raisonnement voll Herzlichkeit, das den Leuten das Irrige der Vorspiegelungen ihrer Priester zeigt, mit frappanter Belehrbarkeit angehört und wirklich gefaßt wird. Solch ein Mann war der nun entflozene Pfarrer Käsklin und Helfer Keiser von Beckenried. Hingegen hörten wir niemanden etwas Gutes sprechen von Helfer Lussy in Stans, aber wohl viel Böses, und ebenso von Kapuziner Paul Styger. — Ein wenigstens höchst unkluges Benehmen der untern Regierungsbeamten gegen die Geistlichen, die vom Volke sehr geliebt waren, eine Behandlungsweise, welche der despotischen Demagogie viel näher steht als der repräsentativen Demokratie, reizte den Eigensinn und den Fanatismus der Priester und empörte das Volk so, daß es zu wilden Schritten sich verleiten ließ. — Bewußtsein der Treue an seinen Religionsbegriffen, Anhänglichkeit an die, welche sie ihm beigebracht, furchtloser Schweizermuth und Gefühl physischer Kraft und außerordentliche Geschicklichkeit im Scharfschießen, verbunden mit einem Enthusiasmus, der durch Lage und Umstände, auch wenn sie bloß Erdichtung und Vorspiegelung zum Beweis kaiserlicher Hülfe waren, angefeuert ward, dies alles machte die Leute Wunder der Tapferkeit thun; denn Plan und Ordnung war in der Stellung und in den Operationen gar keine. Ihre äußerst wenigen Kanonen waren größtentheils zwecklos gestellt; jeder Anführer (auch diese waren nur aus dem Haufen genommen) verließ seinen Platz, sobald er an einem andern Orte mit seinem scharfen Geschütz etwas für ein Häufchen, das Noth litt, thun zu können glaubte.“ — Und weiter:

„Aus eben diesem ergiebt es sich denn auch sehr leicht, warum diese Leute nicht so niedergeschlagen sind, wie man es von einem Volke erwarten sollte, welches so sehr gelitten hatte. Bei der ersten oberflächlichen Ansicht, ja ich darf wohl sagen, wenn man nicht diese Leute eigentlich studirt, meint man, es sei eine sträfliche Rohheit, eine Härte, Kälte und Fühllosigkeit, ja es wollte sogar jemand diesem Völkchen, das in meinen Augen große Nationen aufwiegt, das moralische Gefühl absprechen. Noch jetzt haben sie das Gefühl nach ihrer Einsicht, wenn sie auch irrig war, gehandelt, und feste Religions- und Vaterlandstreue bewiesen zu haben, wie sehr auch diese beide auf jenen Sandgrund und noch dazu ganz schief aufgebaut waren, was aber die Schuld der elenden Baumeister ist.“

In ähnlichem Sinn sprechen sich auch Bshoffe⁹⁾ und Appenzeller¹⁰⁾ aus.

Ganz allein den Geistlichen wollen wir aber die Schuld noch lange nicht zuschreiben, das Volk mag auch seinen Theil tragen: es hörte nicht auf bessere Rathschläge, an denen es keineswegs fehlte; es trennte sich zu seinem Unglück von seinen Mitleidgenossen, überschätzte weit seine Kraft und entbehrte jeden weitem Blickes. In seinem Unverstand beschwor es ein furchtbares Unglück auf sich herab. Noch weniger freilich können wir das helvetische Direktorium und die gesetzgebenden Räte von der Schuld freisprechen. Das Direktorium bemühte sich viel zu wenig, die Nidwaldner zu belehren, sie zu beruhigen, ihre Mißverständnisse zu heben. Hätte es z. B. Conrad Escher, das bereits erwähnte Mitglied des helvetischen Großen Rathes, zu ihnen abgeordnet, anstatt nur durch die ihm treu ergebenen Statthalter, welche der Nidwaldner wenig achtete, auf sie einwirken zu wollen, wer weiß, ob es nicht gelungen wäre, sie zur Eidleistung zu bestimmen. Statt dessen behandelte es sie schroff und von oben herab und quälte die urwüchfigen Bergbewohner durch ihnen unverständliche Verwaltungsmaßregeln. Wie konnte es aber auch anders sein? Die helvetische Regierung hatte keinen Boden im Volk, ihr System beruhte auf übertriebenen, von einem großen Theil des Volks nicht verstandenen Grundsätzen. Es war dem Volke von außen aufgedrängt, nicht aus demselben herausgewachsen und von ihm getragen. Es mußte sich bald zeigen, daß eine solche Regierung dem Land auf die Dauer nicht vorstehen könne. Die handelnden Unterbeamten waren meist nicht besser und ganz einseitig im Sinn der Regierung bestellt. Viel zu früh hat das helvetische Direktorium Schauenburg den Befehl ertheilt, Nidwalden mit Waffengewalt niederzuwerfen, welchen Befehl dann der General allerdings mit einer Schroffheit und Rücksichtslosigkeit ausführte, die das Direktorium vielleicht nicht gewünscht hat. Der größere Vorwurf trifft aber die Regierung als den Obergeneral.

Das Völklein der Nidwaldner hat seinen Unverstand schwer gebüßt, und es wäre heute nicht an der Zeit, ihm noch Vorwürfe dafür zu machen. Dagegen verdient es auch jetzt noch das höchste Lob für die von ihm bewiesene Hingabe zum Besten des Vaterlands, wie es dieses verstand, seiner uralten Freiheit und der Religion, die ihm gefährdet schienen; für den seltenen Muth, die Tapferkeit und die Opferwilligkeit, mit denen es diese höchsten Güter zu schützen sich bemühte. Es erlag am wenigsten aus Feigheit oder Uneinigkeit, sondern einzig erdrückt von der gewaltigen Ueberzahl. Wäre die Schweiz ein halbes Jahr früher der französischen Invasion so einig und kräftig gegenüber getreten, so hätte sie dieselbe zurückgewiesen und dem Lande unsägliches Unglück erspart.



Noten.

1) Am 5. April 1799 hatte ein furchtbarer Brand A Dorf zerstört.

2) Unterstatthalter L. Keiser erzählt in seinem Bericht vom 27. August an das Direktorium (Akten der helvetischen Republik II, S. 979) die Vorgänge etwas anders:

Auf Tag und Stunde versammelte sich die Geistlichkeit, und ich zeigte ihnen an, daß die Feier des Bürgereides auf den 30. August festgesetzt wäre und weil wir uns durch die Annahme der Konstitution zum nämlichen Bürgereide zum voraus verpflichtet, so forderte ich von ihnen, sie möchten einhellig erkennen, daß sie schwören und auch das Volk dazu bestimmen wollen. Nach gehaltener Anrede beantwortete ich ihnen noch einige Fragen über Freiheit und Gleichheit, über das Wort: Pünktlichkeit u. dgl., trat dann ab und ging hinaus in den Garten. Da hörte ich noch eine Zeit lang in der Ferne den Pfarrer Käslı von Beckenried, Pfarrer Keiser von Emmeten und Helfer Lussi von Stans heftig sprechen, und habe dabei Aeußerungen gehört, als ob man die Priester unterdrücken und die Religion untergraben wollte. — Mit Verwunderung bemerkte ich gleich im Garten hier und da herumgehende und auch in den Buchenlauben versteckte Leute, die mir verdächtig waren, weil ich sie als die ersten Anhänger der Gegenpartei kannte. Mein erster Gedanke war: Hier ist ein Complot, und setzte mich auf eine Bank. Nun kamen gleich die zerstreuten Bauern, 8 oder 10 an der Zahl, und schlossen mit dräuenden Mienen einen Kreis um mich. Dicht neben mich setzte sich zitternd vor Zorn Joseph Obermatt (vulgo Schneideri-Sepp) und warf mir nicht lange darnach einen Strick um den Hals; weil ich aber mit der rechten Hand ihn fassen konnte und einige, besonders Jakob Würsch, sich meiner annahmen, so riß mir der Strick am Hals entzwei. Bei diesem Vorfall wüthete am ärgsten Meinrad Amstad, ergriff die Rocktasche des neben ihm stehenden Antoni Zelger und als er auf diese schlug, in welcher dem Ton nach Pistolen oder andere Waffen waren, sagte er mir: „Hier ist auch noch etwas für dich.“ Jetzt sammelte sich das Volk immer mehr und auch aus ferneren Gemeinden waren schon Leute da. Der Vorwurf war allgemein, ich hätte die Geistlichen angegriffen und wäre ein K e z e r. Man fing an, Patrioten mit Gewalt zu holen, und so brachte man, mit Faustschlägen mißhandelt, meinen Freund Oberlieutenant Balli und schickte nach dem Oberagent von Buochs, Fridolin Wagner. Melchior Käslı (vulgo Mühli-Melk) riß mir die Cocarde vom Hut und küßerte, soviel ich merkte, andern ins Ohr, man sollte mich nicht gehen lassen. Das Gedräng ward groß und die Wuth der Leute fürchterlich, Vorwürfe und Lästerungen allgemein. Man machte Forderungen und schien nur dadurch ein wenig sich zu beruhigen, wenn ich meine Stelle niederlege und dem Helfer Lussi und dem Kaplan Keiser abbitte. Die Wuth des Volks war wider mich, weil ich auf Befehl des Oberstatthalters den Kaplan wegen einer Predigt zur Verantwortung aufgefordert und zitiert habe; laut schrie man, ich hätte dadurch die Religion verletzt und die Kapitulation gebrochen. Als die Berathschlagung der Geistlichen zu Ende war, trat ich ins Konvent und das wüthende Volk hinter mir nach. Man zeigte den Beschluß des Kapitels mir an, daß man nämlich einen Entscheid darüber vom Bischof erwarten wolle. Da legte ich, wie ich versprochen hatte, meine Stelle nieder und söhnte mich mit Lussi und Keiser aus. Als ich aber nachher mit den Geistlichen nach Hause gehen wollte, hielt Melcher Käslı mich an und sagte, ich müßte hier warten, bis man über mich berathschlagt hätte. „Wer soll denn über mich richten?“ fragte ich; ich werde es schon vernehmen, war die Antwort, und nachher vernahm ich auch, daß im selben Momente Leute aus allen oder aus den meisten Gemeinden im Hause des Kaspar Joseph Lussi sich versammelt hatten, die Regierung an sich rissen und die Insurrection zu organisiren trachteten; von dort aus kamen Verhaftbefehle, dorthin müssen die Rapporte gemacht werden; dies war der Insurgenten Rathhaus. Es soll auch eine Liste existiren, auf welcher 35 Patrioten und Freunde der Konstitution aufgezeichnet seien, um arretirt zu werden. In dieser Versammlung saßen, wie es heißt, Franz Notensfluh, Mathis Barmettler und Viktor Niederberger als alte Rathherren, Viktor Lussi, Xaveri Würsch, Hans Joseph Amstad und Melk Käslı nebst andern Landleuten. Von daher brachten auch Jakob Würsch und Niklaus Obermatt im Weingarten, so viel mir bekannt, die Anzeige, Bürger Balli und ich wären Arrestanten, könnten uns aber in ein Haus begeben, wo wir wollten. Nach überstandenen Drohungen, mit sog. Hagstecken mißhandelt zu werden, wurden wir in mein Haus in Verwahrung gebracht

wo der Anton Zoller meine Schriften in Beischlag nahm, und meine Waffen gab ich an Jakob Würsch ab. Nicht lange waren wir da, so umstellte uns bewaffnete Mannschaft, auf ihren Hüften das Zeichen des Fanatismus; viele Cocarden waren Mariabilder und „Amaletten“. Den 19. bei anbrechendem Tag kam neuer Befehl, und wir wurden mit etwa 30 Mann außs Rathhaus geführt, wo die B.B. Alois Bär, Distriktschreiber Wagner, Michael Senn und der Oberagent Fridolin Wagner schon eingesperrt waren. Andere Bürger und Freunde der Konstitution, als Distriktsrichter Clemenß von Büren und Franz Busfinger, der B. Kaplan Odermatt von Talenwyl und Fahrlimann hatten Gelegenheit, am Vorabend oder in der Nacht sich zu flüchten.

³⁾ 30. August. Das Direktorium an General Schauenburg. (Akten der helvetischen Republik II, 1022.)

En conséquence il vous prie ... de vouloir bien ordonner que les troupes françaises marchent sur les communes du district de Stantz qui dans ce moment résistent à la loi et ont reçu avec mépris l'arrêté qui ne mettait pour condition au pardon de leur faute que la remise de ses premiers auteurs. Il vous prie de déclarer la capitulation rompue pour les lieux où ses troupes entreront ... En un mot, c'est à vous, citoyen Général, qu'il remet le dépôt de la sûreté publique et du maintien de la constitution ...

30. August, Nachts 11 Uhr. Das Direktorium an General Schauenburg.

... Maintenant toute mesure de douceur est inutile; tout retard peut entraîner des maux affreux. Il est déclaré enfin que le peuple fanatisé du district de Stantz ne peut être réduit que par les armes ... C'est assez de vous faire connaître l'état des choses, citoyen Général; le Directoire sait que votre zèle infatigable ne vous permettra pas de perdre un moment. La valeur des troupes françaises ne laisse aucun doute sur l'évènement; mais qu'à la bravoure se réunisse encore le nombre; car la petite troupe des révoltés peut, si un moment seulement elle pourrait espérer le succès, devenir une armée. Le désarmement de toutes les communes qui ont pris part à l'insurrection, peut seul ramener la tranquillité et prévenir pour l'avenir de semblables maux. Citoyen Général, vous excuserez l'instance de nos sollicitations. Elles vous sont une preuve de la confiance entière que nous avons en vous, de l'espérance que nous avons mise uniquement en vous, de l'importance que nous attachons au sujet de nos alarmes ...

31. August. G. Schauenburg an das Direktorium. (Akten der helvetischen Republik II, 1023.)

Ne vous paraîtrait-il pas avantageux, citoyens Directeurs, d'envoyer de suite à Stantz une déclaration par laquelle vous diriez que venant d'apprendre qu'il y avait parmi eux des hommes bien opposés à la conduite des récalcitrants, vous désiriez ne pas les envelopper dans la même punition; que vous espériez ... encore que l'exemple de Schwitz leur serait profitable; enfin que voulant leur donner une dernière preuve de solioitude paternelle, vous veniez d'engager le général en chef de l'armée française à suspendre les hostilités jusqu'au 20 Fructidor (6 Sept.) ... Indépendamment de l'avantage qui résulterait de cette démarche pour prévenir l'effusion du sang, elle procurerait encore celui d'un délai nécessaire pour lier nos opérations, de manière à ne pas dégarnir les positions de Schennis, Winterthur, Zurich, Zoug, Kuskach, Brougg et le cordon du Frickthal, ces points étant aussi intéressants sur la frontière autrichienne que sur la lisière de Glaris, de Schwitz. Je vous répète ... que cette proposition m'est uniquement dictée par le désir d'épargner les mesures violentes et d'assurer le succès de nos opérations; si vous y trouvez quelque inconvénient, je vous prie de la regarder comme non avenue.

Tagebuch des Generals Schauenburg, übersezt in der eben erscheinenden Gedentschrift des historischen Vereins in Stans, S. 22:

Diese Frist (bis 8. September) war übrigens geboten, um das Eintreffen verschiedener Corps, welche von Frankreich her im Anmarsch waren, abzuwarten. Die Vereinigung mehrerer Bataillone war nothwendig für den äußersten Fall eines bewaffneten Angriffs, und die Gährung, welche in den entlegensten Gegenden der Schweiz herrschte, erlaubte den Zurückzug der dortigen Truppen nicht.

⁴⁾ In seinem dienstlichen Rapport spricht sich Schauenburg hierüber sehr zurückhaltend und auch nicht ganz wahr aus:

La perte des rebelles a été énorme, nos soldats n'ayant pas fait des prisonniers. Au nombre des morts on a trouvé des prêtres et des femmes armées de massues ou qui avaient porté des garousses. Un grand nombre de maisons, d'où les rebelles se défendaient, ont été la proie des flammes; d'autres appartenant aux patriotes réfugiés ont été brûlées par les rebelles dans leur fuite.

In einem Briefe an den ihm befreundeten General Jordy ist seine Schilderung viel wahrheitsgetreuer:

Vers 6 heures du soir nous nous trouvâmes tout-à-fait maître de cette contrée qui est en grande partie brûlée et ravagée. Il était impossible de mettre des bornes à la rage des soldats, parce que plusieurs de leurs camarades avaient

été égorgés dans différents postes. Nous avons perdu beaucoup de monde, ce qui était inévitable avec l'incroyable obstination de ces hommes audacieux jusqu'à la fureur. Plusieurs prêtres et aussi grand nombre de femmes — hélas! — sont restés sur la place. Tout ce qui était armé, a péri. C'était une des journées les plus chaudes que j'ai vues. On se battait avec des massues. On s'écrasait avec des éclats de rochers. On combattait sur l'eau. En un mot — on employait pour s'exterminer tous les moyens possibles.

5) Nach Meyer betrug die Totalsumme aller Ungekommenen:

| | |
|------------------|-----|
| Männer | 184 |
| Ledige Männliche | 108 |
| Frauen | 48 |
| Jungfrauen | 70 |
| Kinder | 25 |

Summa 435 Menschen.

6) Die Familie Keiser besaß das Landgütchen am Fuß des Bürgen an der Stans zugekehrten Seite, genannt: „Bergli“. Dasselbe wurde am 9. September 1798 ebenfalls zerstört. J. B. Bullinger hat dasselbe auf einer von ihm geschilderten Fußreise (Manuskriptensammlung der Stadtbibliothek) 1757 gezeichnet (s. Abbildung S. 30) und erwähnt dasselbe mit nachfolgenden Worten:

Herr Landmann Keiser invitirte uns auf sein Landgut, Bergli genannt, eine kleine Stunde von Stans, welcher Ort sonst wild von Felsen und Waldungen, mit Mühe und Kosten aber prächtig angelegt und fast ganz ausgeführt ist. (Ich habe eine Zeichnung davon gemacht.) Es liegt grad vor Stans über, an dem Bürgenberg, ziemlich hoch. Der Weg gehet schlängelförmig, etwas mühsam, hinauf; oben sind die Gärten terrassirt und die Wohnung kommod. Es wurde der vornehmste Adel und die ganze Clerisei von Stans, sammt allen martialisch und musikalischen Instrumenten uns zur Compagnie dahin eingeladen; man bereitete einen Tisch mit niedlichen Fastenspeisen (denn es war ein Freitag), man trank auf unsere Gesundheit unter Lösung des Geschüzes. Bald darauf ergezte eine liebliche Musik unser Gehör: die Blasinstrumente, als Trompete und Waldhorn, waren in einem nahe gelegenen Wald, ohne unser Wissen, verborgen, die ein angenehmes Echo nachahmten; nach dieser Ouverture folgte die Vokalmusik; indessen kommen fremde Weine, und wurde auf die Gesundheit eines hochlobl. Standes Zürich, als ihres liebsten Mitverbündeten, unter großem Freudengeschrei und Abfeuerung aller Canonen getrunken, welches wir Zürcher reciproc gegen einen hochlobl. Stand Unterwalden, insbesondere nit dem Kernwald, freudigst ausruften; die Canonen wurden wie vor gelöst. Wir spazierten auf den in den dicken Waldungen ausgehauenen, sehr angenehmen Lustgängen, und währte diese Freud bis in die späte Nacht.

7) 31. August (14. Fruct. VI), Bern. Antwort von G. Schauenburg an das Direktorium. (Akten der helvetischen Republik II, 1019.)

Fahren Sie fort, brave Helvetier, der guten Sache ergeben zu bleiben, und ersparen Sie mir den Schmerz, Sie durch einen neuen und verheerenden Krieg ins Unglück zu stürzen. Ich lade Sie desto dringender hiezu ein, weil, wenn die Feindseligkeiten wieder anfangen sollten, ich würde genöthigt sein, mit solchem Nachdruck gegen Sie zu Werke zu gehen, daß Tausende dadurch in das Verderben würden gestürzt werden. In Zeiten und Umständen, wie die jetzigen sind, müssen ihrem Vaterland wahrhaft ergebene Männer allen Privatnuzen dem allgemeinen Wohl großmüthig aufopfern, ihre Ohren den giftigen und Aufruhr erregenden Worten der Priester verschließen und alle ihre Kräfte anwenden, das irregeführte Volk auf den rechten Weg zu bringen. Schicken Sie Boten an Ihre verblendeten Nachbarn und suchen Sie dieselben über ihr wahres Heil zu belehren. Sollten sie aber wider Vermuthen verstockt genug sein, diesen Worten des Friedens ihr Herz zu verschließen, so sagen Sie ihnen, daß unzähliges Unglück ihnen drohet und Tod und Verderben über sie kommen wird. Nicht allein wird ihre Mannschaft geschlagen und zernichtet werden, sondern auch ihr Land selbst wird durch ein zahlreiches Heer aufgezehrt und verwüstet werden ... Wehe über diejenigen, so meine Geduld und Langmuth mit Füßen treten.

8) Gedenschrift des historischen Vereins in Stans, 1898, S. 37.

Etwelche Schuld an Macheakten der Feinde trifft auch die nidwaldnerische Kriegsleitung. In der Führung war keine Einheit, Kriegsrecht und Kriegsgebräuche waren den ungeschulten Milizen und Landstürmlern wenig bekannt, die Führer wußten, weil militärisch unerfahren, ihre Leute nicht zu meistern. So kam es, daß Staffeten zurückgewiesen oder gar auf sie geschossen wurde und daß kleine französische Vorposten mit einem Aufwand von Kräften niedergeknallt wurden, als gälte es, einem viel stärkern Gegner ein regelrechtes Gesecht zu liefern. Andererseits kränkte es die soldatische Eitelkeit

der Franzosen und entfachte deren Wuth zur Raserei, daß ihre weniger geschulten Gegner vermöge ihres Geschicks im Zielen und Scharfschießen und vermöge ihrer natürlichen und künstlichen Deckungen ihnen in der Feuerwirkung relativ weit überlegen waren. Alsdann schoß man, nachdem der Hauptentscheid längst gefallen, aus Verstecken und Hinterhalten viel zu lange auf die vorüberziehenden Feinde; zu gewinnen blieb dabei nichts, als vermehrter Schrecken und vermehrte gegnerische Vernichtungswuth. Als jedem Einsichtigen sich schon die Gewißheit aufdrängen mußte, daß die Niederlage unabwendbar, ja schon zur Thatsache geworden sei, betrachtete mancher Zielschütze das Leben des Feindes noch viel zu sehr als Spielzeug, und wie Gut an einer Stelle berichtet, freuten sich unsere Leute und jauchzten, wenn wieder ein getroffener Reiter entseelt vom Pferde sank ...

9) B s c h o f f e: Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung. II, S. 87.

Sein Vaterland war dem Nidwaldner die Grenze alles Erdenglücks. Die von den Vätern männlichen Muths erstrittene Freiheit sicherte ihm sein Loos diesseits, und die Religion jenseits des Grabes. Eins oder das andere angreifen, war H o c h v e r r a t h und M a j e s t ä t s v e r b r e c h e n. Als daher das fränkische Volk im Taumel der Revolution Thron und Altar zerstörte und siegreich seine Waffen durch die Welt trug, während es sich im Innern mit den beispiellosen Greueln schändete, erhoben Geistliche und Weltliche, so von den Zeitungen des Tages unterrichtet waren, ihre Stimmen gegen dies Volk. Unterwalden vernahm mit Entsetzen die neuesten Ereignisse, und fühlte das Glück seiner Ruhe um so inniger, wenn es dieselbe mit den blutigen Tagen Frankreichs verglich. Es ward mit Abscheu erfüllt gegen die Zerstörer der Religion. Und die Ermordung der Schweizer in Paris schien seinen Groll unauslöschlich zu machen.

Und weiter:

Die obrigkeitlichen Personen, welche, treu ihrer Würde und Pflicht, die vaterländische, vom Volk geliebte Verfassung aufrecht erhalten wollten; der Clerus, welcher bei jeder Umänderung nach französischen Grundsätzen den Verlust seiner Hoheit, selbst seines Einflusses, seiner Einkünfte und Aemter fürchten mußte, wetteiferten unter einander, dem Volke einen unsterblichen Haß gegen Frankreich einzuhauchen. Bald war Alles nur e i n e Stimme; und jeder schwor, beharrlich festzuhalten an der von den Alvordern ererbten Verfassung und Religion bis in den Tod.

10) Appenzeller, Potpourri, S. 81.

Die Bewohner dieses Thales waren vor der Revolution, was sie jetzt noch sind; mir scheint, man habe ihren Charakter entweder zu wenig oder zu viel gewürdigt: zu wenig, daß man ihren Muth, ihren unerhörten Widerstand gegen die Bataillone des französischen Pentarchats bloß den Einwirkungen der Priester und ihrem fanatisirenden Einfluß zuschrieb; zu wenig, daß man den Gleichmuth, den man nach der Invasion in dieses Thal an den Unterwaldnern wahrnahm, als Stumpfsinn und unbegreifliche Gefühllosigkeit tagirte. Viele hatten nicht bloß ihre Hütten, ihr Vieh, mit all ihrer Habe verloren, sondern es waren Familien, die Väter und Brüder, Söhne und Töchter in den verschiedenen Gefechten umkommen sahen. Man erstaunte darüber, wenn man nun die Leute das alles erzählen hörte — so erzählen hörte, als wenn wir von einem Erdstoße in Sizilien oder von einem Lavaström des Vesuvius einen Zeitungsartikel lesen. — Zu viel ist der Charakter des Volks erhoben worden, indem man seinen Widerstand, seinen Heroismus als Resultate der lautersten Vaterlandsliebe schilderte; seine Aufopferungen ihm als hohe Tugenden anrechnete, die in der einfachen Denkungsart dieses Volks kaum in Frage kommen, ob sie müssen geübt werden oder nicht; zu hoch, wenn man die Geduld und den Gleichmuth nach dem erlittenen Unglück als Seelengröße und Geistesstärke pries.

Der Charakter des Unterwaldners ist wie seine Natur; er hält das Mittel zwischen dem Erhabnen und dem Gemeinen. Man muß, um ihn gehörig würdigen zu können, ihn nach seinem glücklichen religiösen Glauben studiren. Er ist ein christlicher Fatalist.

